

König von Laax, Erfreuliches aus Eritrea, Beatrix Ruf

Nummer 50 – 11. Dezember 2014 – 82. Jahrgang  
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

Fund des Jahres:  
Shortstory von  
John Steinbeck

# DIE WELTWOCH



## Der neue Stolz, Schweizer zu sein

25 Jahre Selbstzweifel: Ende eines Irrwegs. *Von Markus Schär*

## Koran: Bibel der Liebe

Warum Andreas Thiel falschliegt.  
*Von Qaasim Illi und Botschafter Mubarak Al-Hajri*



**CERTINA**  
SWISS WATCHES SINCE 1888



DS PODIUM BIG SIZE

[WWW.CERTINA.COM](http://WWW.CERTINA.COM)



Unser Sinn für Vollkommenheit.  
Senator Panoramadatum Mondphase



*Glashütte*  
ORIGINAL

[www.glashuette-original.com](http://www.glashuette-original.com)

Deutsche Uhrmacherkunst seit 1845.

**Senator Panoramadatum Mondphase.** Ein wahrer Klassiker in zeitgenössischer Form. Der elegante Zeitmesser zieht mit seiner aufwändig gearbeiteten Mondphase den Betrachter in seinen Bann: Zarte Sterne und ein silberner Mond heben sich eindrucksvoll vom dunkelblauen Nachthimmel ab. Erfahren Sie mehr unter [www.glashuette-original.com](http://www.glashuette-original.com). Unsere iPhone-Applikation können Sie vom App Store herunterladen.

Leidenschaft für Qualität



**GÜBELIN**

Luzern Zürich Basel Bern St. Moritz Genf Lugano  
[gubelin-watches.ch](http://gubelin-watches.ch)

Die *Weltwoche* ist das Blatt der sportlichen Debatte, der argumentativen Für- und Widerrede. Nach der Streitschrift von Andreas Thiel über den Koran drucken wir in dieser Ausgabe zwei Repliken ab. Die eine stammt von Dr. Mubarak Al-Hajri, dem katarischen Botschafter in Bern. Die andere von Qasim Illi, dem Pressesprecher des Islamischen Zentralrates Schweiz. Eine weitere Antwort publizieren wir im Internet. Dort lesen Sie die Ausführungen von Sadaqat Ahmed, dem Imam der Mahmud-Moschee in Zürich und Vizepräsidenten der Ahmadiyya Muslim Jamaat Schweiz. **Seite 14**

«Wahrscheinlich werden wir bald anbauen müssen», sagt Reto Gurtner und deutet auf eine Ecke im Besprechungszimmer. Dort stapeln sich die Trophäen: «Unternehmer des Jahres», «Best Ski Resort». Die Auszeichnungen sind nur ein Teil der Erfolgsgeschichte des 59-jährigen Bündner Unternehmers und von dessen Skiregion Weisse Arena. Lange vor der Konkurrenz setzte er auf neue Trends und machte Laax zum Mekka der Snowboarder und Freestyle-Skifahrer. Selbst zieht er freilich traditionelle Skier vor. Dies aber mit derselben Leidenschaft, mit der er sein Resort betreibt. Seine Prognose: Der Wintersport wird weiblicher. **Seite 32**

Gegen tausend Journalisten sind gemäss dem peruanischen Umweltministerium in diesen Tagen nach Lima gereist, um über den Uno-Klimagipfel zu berichten. *Weltwoche*-Redaktor Alex Baur ist einer von ihnen. Im Halbstundentakt rufen Uno-Kommissionen, Hilfswerke, Pressure-Groups, Wissenschaftler, Lobbyisten zu Pressekonferenzen. Unser Mann in Lima überliess die Berichterstattung über den offiziellen Teil des Events seinen Kollegen und recherchierte stattdessen im Hintergrund. Die Reportage, die dabei entstanden ist, hat wenig gemein mit dem auf Hochglanz polierten offiziellen Panorama. Baur's Fazit: Falls die Klimaerwärmung wirklich menschengemacht ist, werden die Unmengen an warmer Luft, die an den Uno-Konferenzen produziert werden, kaum etwas dagegen ausrichten. **Seite 40**

Mit Stoffen aus den Niederungen der Gesellschaft hat sich John Steinbeck (1902–1968) in den Himmel der amerikanischen Literatur geschrieben. Jedes Werk des Nobelpreisträgers wurde analysiert, jede Zeile ausgeleuchtet. Nun ist in einem Archiv in Texas ein Manuskript aufgetaucht, das 70 Jahre in Vergessenheit schlummerte. In der Short Story «With Your Wings» offenbart sich der Meister des lakonischen Realismus als Kriegspropagandist und Anwalt der Schwarzen. Die *Weltwoche* hat die Abdruckrechte erworben und präsentiert das Fundstück erstmals in deutscher Sprache. **Seite 58**



**Vorschau:** Menschen und Gespräche.

Nächste Woche erscheint unsere traditionelle Doppelnummer zum Jahresende, die Platin-Ausgabe. Auch diesmal lassen wir die interessantesten Persönlichkeiten des Jahres 2014 aus dem In- und Ausland zu Wort kommen. Wir führen grosse Gespräche mit Bundesrat Johann Schneider-Ammann, Fifa-Chef Sepp Blatter, Entwicklungspsychologin Elsbeth Stern, Schriftsteller Charles Lewinsky, Jodlerin Melanie Oesch und ihrer Mutter Annemarie, dem indischen Essayisten Pankaj Mishra, der 13-jährigen Alyssa Carson, die auf den Mars fliegen will, dem Wirtschaftstheoretiker Hans-Werner Sinn, ETH-Lausanne-Chef Patrick Aebischer, dem Bluesmusiker Philipp Fankhauser und vielen mehr.

*Ihre Weltwoche*

## Intelligent anlegen.

**LG.T. Ihr Partner für Generationen.**  
LG.T Bank (Schweiz) AG, 044 250 81 81

[www.lgt.ch](http://www.lgt.ch)



Private  
Banking

## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG,  
Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich  
Die Weltwoche erscheint donnerstags

**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,  
**E-Mail:** [redaktion@weltwoche.ch](mailto:redaktion@weltwoche.ch)  
**E-Mail:** [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch)  
**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,  
**E-Mail:** [verlag@weltwoche.ch](mailto:verlag@weltwoche.ch)

**Internet:** [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch)

**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91  
**E-Mail:** [kundenservice@weltwoche.ch](mailto:kundenservice@weltwoche.ch)  
Jahresabonnement Inland Fr. 283.– (inkl. MwSt.)  
Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)  
Weitere Angebote für In- und Ausland unter  
[www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo)  
**E-Mail-Adressen:** [vorname.name@weltwoche.ch](mailto:vorname.name@weltwoche.ch)

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)  
**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel  
**Stv. Chefredaktor:** Philipp Gut (*Leitung Inland*)  
**Produktionschef:** Lukas Egli

### Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,  
Urs Gehrig, Wolfgang Koydl,  
Alex Reichmuth, Markus Schär,  
Florian Schwab, Mark van Huissingel

### Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,  
Silvio Borner, Henryk M. Broder,  
Peter Hartmann, Pierre Heumann,  
Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer,  
Peter Keller, Wolfram Knorr,  
Tom Kummer, Christoph Landolt,  
Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,  
Franziska K. Müller, Daniele Muscionico,  
Deborah Neufeld, Daniela Niederberger,  
Kurt Pelda, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,  
Beatrice Schlag (*Los Angeles*),  
David Schnapp, Hildegard Schwaninger,  
Martin Spieler, Sacha Verna (*New York*),  
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),  
Kurt W. Zimmermann

**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring  
**Bildredaktion:** Laura Kolodziej (*Leitung*),  
Simon Keller, Martin Kappler (*Assistent*)  
**Layout:** Daniel Eggspühler (*Leitung*), Silvia Ramsay  
**Korrektur:** Cornelia Bernegger und  
Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits,  
Sandra Noser, Gregor Szyndler,  
Dieter Zwicky  
**Sekretariat:** Miriam Schoch (*Leitung*),  
Inga-Maj Hojajj-Huber

**Marketing:** Guido Bertuzzi (*Leitung*)  
**Anzeigenverkauf:** Stephan Schwab (*Leitung*),  
Fabian Keller, Brita Vassalli  
**Anzeigeninnendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)  
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07  
**E-Mail:** [anzeigenid@weltwoche.ch](mailto:anzeigenid@weltwoche.ch)  
**Online-Vermarktung:** Adextra  
**Tarife und Buchungen:** [info@adextra.ch](mailto:info@adextra.ch)  
**Druck:** Ziegler Druck, Winterthur

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.  
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.*

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

**Shortcut:** Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. [www.weltwoche.ch/shortcut](http://www.weltwoche.ch/shortcut)



# CERTINA

SWISS WATCHES SINCE 1888



PRECISELY  
YOUR  
MOMENT

DS PODIUM BIG SIZE

12-STUNDEN PRECIDRIVE  
CHRONOGRAPH MIT 1/100 SEK.

[WWW.CERTINA.COM](http://WWW.CERTINA.COM)



## Der Chefredaktor muss gehen. Die Fragen bleiben.

Von Roger Köppel

Ich schicke voraus: Ich verdanke der NZZ viel. Ich bin dem Haus enorm dankbar. Als ich dort Ende der achtziger Jahre am untersten Ende der Nahrungskette in der Sportredaktion anfang, herrschte das Heroenzeitalter des selbstbewussten Journalismus. An den Sitzungen thronten ältere, elegant gekleidete Herren, die mit bewundernswerter Selbstverständlichkeit das Weltgeschehen ordneten. Es gab keine Diskussionen, es gab keine Richtungskämpfe, es gab nur diese erdbebensichere Gelassenheit, mit der man den Lesern nicht nur einfach erklärte, was passiert war, sondern es ihnen so erklärte, dass man verstand, worum es – immer aus Sicht der NZZ – wirklich ging.

Die NZZ war nicht einfach eine altherwürdige Fabrik der Nachrichtenverarbeitung, sie war ein wunderbar gestimmtes Orchester, das jeden Tag darauf wartete, von der Aktualität in Schwingung gebracht zu werden. Uns Jungen und Neuen wurde nicht etwa eine Weltsicht doktrinär von oben verordnet, sondern man war aufgefordert, selber zu spüren, wie man sich in dieser Anarchie der Intelligenz zurechtzufinden hatte. Jeder mochte seinen klar umgrenzten Zuständigkeitsbezirk haben, aber innerhalb des eigenen Bereichs war man frei. Die NZZ war wie die Schweiz damals, hochgradig unterreguliert, bis zum Exzess freiheitlich, ohne autoritäre Führung, aber subtil gelenkt durch unausgesprochene Traditionen und Gewohnheiten, die man verinnerlichen musste. Wer es nicht durchschaute, wurde vom Immunsystem der Zeitung elegant, aber mitleidlos beseitigt.

Was uns bleibend eingeschliffen wurde: Die NZZ ist die klügste Zeitung der Welt. Sie schreibt am besten und sieht die Dinge am klarsten. Sie ist die hochpräzise Kompassnadel des vernünftigen Denkens, ein unverzichtbares Navigationsinstrument für alle, die wissen wollen, was wirklich zählt und wirklich richtig und wichtig ist. Ihr Masstab war die «liberale, freisinnige Weltanschauung», wie es in unseren Arbeitsverträgen hiess. Dass diese Haltung gar nicht näher definiert werden musste, lag auch daran, dass alle wussten, was gemeint war. Legendäre NZZ-Chefredaktoren wie Willy Bretscher oder der vor allem international ausgerichtete frühere Deutschland-Korrespondent und Adenauer-Vertraute Fred Luchsinger hatten es immer und immer wieder vorgeschrieben.



Arroganz, die durch Qualität beeindruckt.

Die NZZ orientierte sich am Erfolgsmodell des freiheitlichen demokratischen Rechtsstaats Schweiz, für den Weltoffenheit und Unabhängigkeit, sich wechselseitig befruchtend, zusammengehören.

Dieser Tage wurde NZZ-Chefredaktor Markus Spillmann entlassen. Offenbar gab es Meinungsverschiedenheiten über die Ausrichtung. Das neue Management unter dem Österreicher Veit Dengler arbeitet mit Voll-dampf am Umbau der NZZ in ein digitales Medienunternehmen. Laufend werden irgendwelche neue Leute verpflichtet, die an neuen Kanälen, Plattformen und Verpackungen tüfteln. Das einstige Bollwerk einer souveränen,

in sich ruhenden Weltbetrachtung soll zur flexiblen Kriegsführung an immer noch mehr Fronten aufgerüstet werden. Ob's gelingt? Mich beschleicht das ungute Gefühl, dass sich die NZZ aus Angst vor inhaltlichen Debatten in die sterile Betriebsamkeit der Branche flüchtet. Anstatt sich über das Getümmel zu erheben, stürzt sie sich rein – und läuft Gefahr, genau das zu verlieren, was ihre Einzigartigkeit ausmacht.

Die NZZ benötigt keinen Überbau an Managementrichtlinien und redaktionellen Absichtserklärungen. Sie braucht vor allem einen hervorragenden Chefredaktor, der durch seine Intelligenz und seine Urteilskraft überzeugt. Man kann diese Redaktion nicht autoritär von oben führen, man muss sich die Autorität durch brillante eigene Artikel erwerben. Das ist das Schöne an diesem Blatt: Am Ende entscheidet immer noch, was drinsteht. Die Rezepte sind bewährt und altbekannt: Der Chefredaktor muss die richtigen Leute in die richtige Position bringen und selber in zentralen Fragen Anstösse und Impulse geben. Zum Beispiel: Was ist die Schweiz? Wie stehen wir zur EU? Was ist das Verhältnis zwischen Bürger und Staat? Was heisst direkte Demokratie? Die konkrete parteipolitische Aufgabe des neuen NZZ-Chefredaktors besteht vor allem darin, das bürgerliche Lager zu versöhnen, die neurotischen Grabenkämpfe zu entschärfen, SVP und FDP auf eine einigermaßen gemeinsame Linie gegen die Linken zu bringen. Gerade an diesem Punkt war die NZZ zu verkrampft und unfrei unterwegs. Ex-Chef Spillmann verlor die Contenance, wenn man ihn auf die SVP ansprach.

Der künftige Chefredaktor wird es nicht einfach haben. Die weltanschauliche Verwirrung wurzelt tief. Durchs Aktionariat verläuft der innerbürgerliche Riss zwischen FDP und SVP. Im Verwaltungsrat dürfte kaum Konsens über die politische Ausrichtung der Zeitung herrschen. Was würde passieren, wenn ein neuer Chefredaktor einen Freisinn eher blocherscher Prägung predigte – damit übrigens auf einem Kurs wie die NZZ-Legende Willy Bretscher? Undenkbar. Würde man dem neuen Chef eine EU-kritische Linie erlauben, die auch Kritik am aktuellen Kult der «Bilateralen» umfasste? Kaum.

Handkehrum: Eine NZZ, die taktisch manövriert und nur an ihr Image denkt, ist keine NZZ, die gebraucht wird. Von dieser Zeitung erwartet man, dass sie die zentralen Debatten des Landes nicht einfach rasonierend begleitet, sondern die Richtung mit klarem Durchblick vorgibt. Gefragt ist eine gesunde Prise Arroganz, die durch Qualität beeindruckt.

Die NZZ hat sich von der politischen Identitätskrise der sie tragenden Milieus erfassen lassen. Der neue Chef müsste dem faszinierenden Blatt wieder den Mut zur eigenen freisinnigen Position einimpfen.





Laax ist mehr: Reto Gurtner. Seite 32



Die Schattenseiten der Energiewende: Seite 30



Gute Nachrichten aus Eritrea: Asmara. Seite 28



«Planwirtschaft»: Beat Huber. Seite 44

## Kommentare & Analysen

### 5 Editorial

11 Kommentar Auf Geisterfahrt

11 Im Auge James Watson, Nobelpreisträger

12 Bräuche Armer Chlaus

12 Politik Pipilotti ist nur vorgeschoben

13 Justiz Strassburg im Unrecht

13 Nachruf Ralph Henry Baer, Spieleentwickler

### 14 **Koran: Bibel der Liebe**

Abdel Azziz Qasim Illis Plädoyer für den Koran

15 Koran-Debatte Mubarak Al-Hajri, Botschafter von Katar

16 Die Deutschen Runder Tisch

16 Wirtschaft Unnötig unter Zugzwang

18 Ausland Der neue Anlauf in Japan

20 Mörgeli Philippika ohne Philipp

20 Bodenmann Bad Bank für Atomkraftwerke

21 Medien Beim Barte der NZZ

21 Gesellschaft Gang Bang

22 Darf man das?

22 Leserbriefe

23 Gegenrede SP-Nationalrätin Yvonne Feri

## Hintergrund

### 24 **Es ist gut, Schweizer zu sein**

Studie: Die Schweizer sind auf ihr Land so stolz wie nie

### 28 **Entwarnung aus Eritrea**

Neuer Bericht: In Eritrea gibt es kaum politische Verfolgung

### 30 **Verfassungswidrig**

Die Energiepolitik widerspricht zentralen Grundsätzen

### 32 **Revolution in den Alpen**

Der Laaxer Tourismus-Visionär Reto Gurtner

37 Vatikan Flurschaden bei der Schweizergarde

38 Finanzplatz Gemeinsam in Richtung Brüssel

### 40 **Zum Trost gibt es viele Flugmeilen**

Besuch am Weltklimagipfel im peruanischen Lima

### 44 **«Man will alles, und zwar sofort»**

Klinikdirektor Beat Huber über staatliche Einmischung

### 46 **Rütli-Rapport der Landwirtschaft**

Friedrich Traugott Wahlen, der Vater der Anbauschlacht

### 49 **Am Rande der bewohnten Welt**

Der grosse Staatsrechtler Zaccaria Giacometti

51 Zeitgeschichte Ein- und Übergriffe

### 52 **Mitten durch den Schnabel**

Reportage: Schlachtkurs im Kurszentrum Ballenberg

# Ziehen Sie die ersten Spuren in den Schnee.

Der GLK mit dem Allradantrieb 4MATIC.  
Jetzt als «Swiss Star Edition» mit CHF 14 460.-\* Preisvorteil.

Dank 4MATIC kommt der GLK mit den Herausforderungen der Berge spielend zurecht. Und beim Sondermodell «Swiss Star Edition» runden zudem eine hochwertige Sonderausstattung und ein attraktiver Preis von CHF 47 600.-\* seinen starken Charakter ab. Erleben Sie den GLK bei Ihrem Mercedes-Benz Partner. [www.mercedes-benz.ch/4matic](http://www.mercedes-benz.ch/4matic)



Eine Marke der Daimler AG



Mercedes-Benz

\* GLK 220 BlueTEC 4MATIC «Swiss Star Edition», 2143 cm<sup>3</sup>, Barkaufpreis CHF 47 600.- (Fahrzeugwert CHF 62 060.- abzüglich CHF 14 460.- Preisvorteil). 6,1 l/100 km (Benzinäquivalent: 6,8 l/100 km), 159 g CO<sub>2</sub>/km (Durchschnitt aller verkauften Neuwagen: 148 g CO<sub>2</sub>/km), Energieeffizienz-Kategorie: D.  
Abgebildetes Modell inkl. zusätzlicher Sonderausstattungen: CHF 54 480.- (Metallic-Lackierung, Intelligent Light System, PARKTRONIC, AMG Sport-Paket Exterieur, Chrom-Paket Exterieur, AMG 20" Leichtmetallräder). 6,2 l/100 km (Benzinäquivalent: 6,9 l/100 km), 162 g CO<sub>2</sub>/km, Energieeffizienz-Kategorie: D. Unverbindliche Preisempfehlung. Angebot gültig bis 31.12.2014.



«Der Aufruhr war riesig»: Kuratorin Ruf (r.), Verleger Ringier. Seite 62

## Interview

### 62 [«Insiderhandel, das sagt sich leicht»](#)

Beatrix Ruf, die neue Direktorin des Stedelijk-Museums in Amsterdam, gehört zu den einflussreichsten Figuren im internationalen Kunstbetrieb

## Stil & Kultur

### 56 [Stil & Kultur Rolling Stones, 1966](#)

### 58 [Mit deinen Flügeln](#)

Erstmals auf Deutsch: John Steinbecks neuentdeckte Short Story

### 61 [Interview Steinbeck-Jäger Andrew Gulli](#)

### 62 [Bestseller](#)

### 65 [Jazz Andreas Schaerer, Lucas Niggli](#)

### 66 [Vergangene Wucht](#)

Dave Grohl (Nirvana) recherchiert die Selbstzerstörungskräfte des Rock

### 68 [Top 10](#)

### 68 [Kino «Turist»](#)

### 69 [Fernseh-Kritik «Kassensturz»](#)

### 70 [Namen Alle reden gleichzeitig](#)

### 71 [Hochzeit Diamant Minx und Jacko](#)

### 71 [Thiel Spott vs. Humor](#)

### 72 [Wein Château Fleur Haut Gaussens 2009](#)

### 72 [Zu Tisch Vier Dinge, die in keiner Küche fehlen dürfen](#)

### 73 [Auto Toyota Aygo 1.0 VVT-i x-cite](#)

### 74 [MvH trifft Güzin Kar, Autorin und Regisseurin](#)

## Autoren in dieser Ausgabe

### Ernst Wüthrich



Der gebürtige Emmentaler war Wirtschaftsprofessor an der Fachhochschule Nordwestschweiz. In seinem Beitrag erinnert er an den früheren Bundesrat Friedrich Traugott Wahlen, den Vater der Anbauschlacht während des Zweiten Weltkriegs. Seite 46

### Gion Mathias Cavelti



Der Bündner Schriftsteller und Satiriker wurde 2012 mit dem Zürcher Journalistenpreis ausgezeichnet. Für die *Weltwoche* besuchte er einen Schlachtkurs im Kurszentrum Ballenberg. Seine Erkenntnisse schildert er auf Seite 52.

## Zum Blättern bitte streicheln.

Mit der sanften Blättertechnik vermittelt das neue E-Paper noch mehr Lesevergnügen.



Available on the App Store ANDROID APP ON Google play

DIE WELTWOCH



# Zusammen feiern. zusammen spenden.

**Jetzt spenden und helfen.**



Die Migros sammelt für die Bedürftigen in der Schweiz. Helfen auch Sie. Die Migros verdoppelt die Gesamtspendensumme um bis zu 1 Million Franken.

Und so einfach können Sie spenden: Coupon mit dem Betrag Ihrer Wahl abtrennen und an der Kasse in Ihrer Migros, Micasa, SportXX, Melectronics oder Do it + Garden Filiale einlösen. Oder senden Sie Ihren Spenden-Wunschbetrag per SMS mit dem Keyword «Migros» an die Nummer 455. Beispiel: Für eine Spende von CHF 50.- senden Sie «Migros 50» per SMS an die 455. Weitere Spendenmöglichkeiten unter [migros.ch/weihnachten](http://migros.ch/weihnachten)



--	--	--

<p>CARITAS HEKS winterhilfe</p> <p>7 613294 557698</p> <p><b>MIGROS</b> Ein M festlicher.</p>	<p>CARITAS HEKS winterhilfe</p> <p>7 613294 558008</p> <p><b>MIGROS</b> Ein M festlicher.</p>	<p>CARITAS HEKS winterhilfe</p> <p>7 613294 558015</p> <p><b>MIGROS</b> Ein M festlicher.</p>
---	---	---

Eine Aktion der Migros für:

**CARITAS** Schweiz  
Suisse  
Svizzera  
Svizra **HEKS**



winterhilfe

**MIGROS**  
Ein M festlicher.

# Champagner fürs Hirn.



Verblüffen Sie mit einem prickelnden Weihnachtsgeschenk. Und bleiben Sie 50 Wochen in bester Erinnerung. Bestellen sie jetzt ein Geschenkabo unter [www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo) oder rufen Sie unseren Kundendienst an: Telefon 043 444 57 01.

## Auf Geisterfahrt

Von Alex Reichmuth — Der Nationalrat hat die «Energiestrategie 2050» des Bundesrats im Wesentlichen bestätigt. Doch diese Strategie wird scheitern. Sie beruht auf Wunschdenken.



Am Steuer der Energiepolitik: Doris Leuthard.

Willkommen auf der Geisterfahrt! Am Steuer eine CVP-Bundesrätin, welche die falsche Auffahrt erwischt hat, nun aber kein Wendemanöver mehr wagt. Auf dem Beifahrersitz sind die Mitteparteien, die der Fahrerin einreden, ein bisschen Gegenverkehr sei völlig normal. Auf der Rückbank sitzen die linken und grünen Parteien, die auf ein höheres Tempo drängen und jeden der hupenden Entgegenkommenden lautstark beschimpfen. Im Kofferraum liegen die Parteien rechts der Mitte, gefesselt und geknebelt.

Der Nationalrat hat die «Energiestrategie 2050» des Bundesrats bis auf wenige Abweichungen bestätigt. Hier die Gründe, warum es mit dieser Strategie zum Crash kommen wird: — Die Energiewende gelingt nur, wenn der Pro-Kopf-Verbrauch an Strom und fossilen Brennstoffen deutlich abnimmt. Mit effizienteren Geräten allein ist dieses Ziel niemals erreichbar. Nötig wären scharfe Strafsteuern und hohe Lenkungsabgaben, was einer Kriegswirtschaft in Friedenszeiten gleichkäme. Die Bevölkerung wird hohe Abgaben aber nicht akzeptieren, denn sie spürt keinerlei Leidensdruck. Nur schon die vergleichsweise geringe Verteuerung der Autobahnvignette ging an der Urne bachab. Ein Benzinpreis von fünf Franken pro Liter oder eine Vervielfachung der Stromkosten sind politisch chancenlos.

— Die Energiestrategie führt wirtschaftlich ins Verderben. Zwar rechnen ihre Promotoren regelmässig vor, dass die Förderung der erneuerbaren Energien zahlreiche neue Arbeitsplätze schaffe. Der Zusammenbruch des einst gefeierten Bieler Solarzulieferers Sputnik Engineering vor einigen Tagen hat aber einmal mehr vor Augen geführt, wie fragil die Sicherheit solcher Arbeitsplätze ist. Zudem lassen solche Blinderrechnungen diejenigen Stellen ausser Acht, die wegen der steigenden Abgaben in anderen Branchen still und heimlich verschwinden. Die Wirtschaftsprofessoren Silvio Borner und Bernd Schips haben die Umbaukosten der Energiewende vor kurzem auf hundert Milliarden Franken beziffert. Eine unsichere Stromversorgung könnte die Verluste noch vervielfachen.

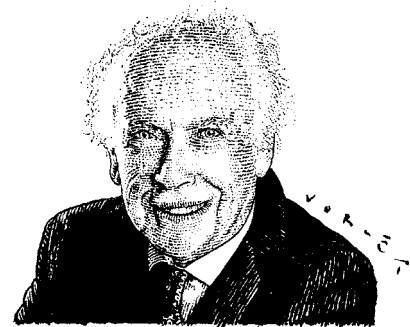
— Die Energiewende kommt im grünen Mäntelchen daher, ist aber alles andere als ökologisch. Die Kernenergie, auf die verzichtet werden soll, verursacht von allen zuverlässigen Formen der Stromerzeugung am wenigsten Todesopfer. Neue Wind- und Wasserkraftwerke verschandeln hingegen die Umwelt. Solarstrom erzeugt unter Umständen sogar einen höheren CO<sub>2</sub>-Ausstoss als Kohlestrom.

### Keine Speicher für Flatterstrom

Selbst wenn ein grosszügiger Ausbau von Alternativstromanlagen durchgesetzt werden kann: Falls der Wind nicht geht und die Sonne nicht scheint, fehlt nach dem Atomausstieg schlicht der Strom. Denn eine Technik, um den sogenannten Flatterstrom zu speichern, gibt es nicht. Auch Pumpspeicherkraftwerke reichen nicht aus für den Ausgleich. Insbesondere im Winter wird dies zum Problem. Dann liegen weite Teile der Schweiz oft windstill unter einer Nebeldecke, und die Stromproduktion der Wasserkraftwerke ist unterdurchschnittlich. Es wird dann nur zwei Möglichkeiten geben, die Stromlücke zu schliessen: Es müssen Gaskraftwerke einspringen, mit entsprechend negativen Folgen für die CO<sub>2</sub>-Bilanz. Oder es muss Strom aus dem Ausland her. Mit hoher Wahrscheinlichkeit wird das aber Atom- oder Kohlestrom sein, über dessen Produktionsbedingungen die Schweiz keine Kontrolle hat.

Doris Leuthard sitzt schwitzend am Steuer der Energiepolitik, wohl ahnend, dass es nicht gut kommt. Eigentlich müsste die Irrfahrt sofort gestoppt werden. Doch das Volk hat nichts zur Energiestrategie zu sagen. Noch nicht.

## Auf der Goldwaage



James Watson, Nobelpreisträger.

Er sagt, dass «niemand noch zugibt, dass es mich überhaupt gibt». Die Unperson James Dewey Watson, der Entdecker der DNA, der menschlichen Genstruktur, mittlerweile ein sehr alter, aber noch sehr lebendiger und angeblich von Verarmung bedrohter Herr von 86 Jahren, sass mit seiner Familie im Auktionssaal von Christie's in New York, als sein Ruhm auf die virtuelle Goldwaage gelegt wurde und ein anonymer Bieter telefonisch seine 175 Gramm schwere Nobelpreismedaille für 4,1 Millionen Dollar ersteigerte. Für weitere 610 000 Dollar gingen Watsons Notizen der Dankesrede und seiner Vorlesung in Harvard am Tag nach der Preisverleihung im fernen Jahr 1962 weg. Man kennt das von gefallenen Sportstars, etwa vom Tennisspieler Björn Borg, die ihre Pokale verramschen müssen, aber eine Lichtgestalt der Forschung? Der Molekularbiologe Watson hatte zusammen mit dem Briten Francis Crick (dessen Angehörige mit der Versilberung wenigstens bis nach seinem Tod warteten und 2,2 Millionen kassierten) und dem Neuseeländer Maurice Wilkins den Nobelpreis für Medizin abgeholt. Aber nicht für sein freimütiges Reden und seinen direkten Humor. Watson traf die härteste aller Keulen der Moralwächter: der Rassismusvorwurf. Seine Probleme handelte er sich ein, indem er seine Ergebnisse weiterdachte und damit in Zonen des Unsagbaren vorsties, jenseits der Grenzen der Political Correctness, die er als das «grösste Tabu» bezeichnet: Die Menschen sind, genetisch betrachtet, nicht gleich. Watson sah Afrikas Zukunft pessimistisch: «Unsere Sozialpolitik basiert auf der Annahme, dass ihre Intelligenz [jene der Afrikaner] dieselbe ist wie die unsere – obwohl alle Tests sagen, dass es nicht wirklich so ist.» Damit schaufelte er sich sein öffentliches Grab. Das einstige Wunderkind, das mit fünfzehn auf die Uni ging und mit 22 abschloss, witzelt über seinen «ziemlich niedrigen IQ». Watson hat seine eigene DNA-Sequenz bewusst nie eingesehen. Er lobt die Schönheitschirurgie und hat sich die Tränensäcke operieren lassen. Der *Weltwoche* sagte er 2006: «Wenn ich noch mal jung wäre, würde ich viel früher anfangen, Tennis zu spielen, und Profi werden.» Peter Hartmann

## Armer Chlaus

Von Rico Bandle — Bundesrat Schneider-Ammann bevorzugt den deutschen Weihnachtsmann.



Schwerer Stand: Samichläuse.

Unserem Samichlaus geht es von allen Seiten an den Kragen. Pädagogen verbieten ihm den Gebrauch der Rute, Eltern verlangen, dass er ihren sensiblen Nachwuchs nur noch lobt, und Invasionen von gleichgekleideten amerikanischen Santa Claus drängen ihn an den Rand. In Zürich dürfen Samichläuse die Kinder zum Verseaufsagen offiziell nicht mehr auf den Schoss nehmen, um Pädophilievorfälle zu vermeiden. Ohnehin: Seit Verkäuferinnen schon im November rote Zipfmützen tragen und überall von Rentieren gezogene Weihnachtsmannschlitten aufblinken, fällt es immer schwerer, den Kleinen zu erklären, dass der Samichlaus eigentlich nur am 6. Dezember in Begleitung von Schmutzli und Esel aus dem Wald kommt, um sie zu beschenken, aber auch, um Ungehorsamkeit zu tadeln.

Als seien die Umstände für den Samichlaus nicht schon schwer genug, fällt ihm nun auch noch Bundesrat Johann Schneider-Ammann in den Rücken. Auf Radio SRF sagte er letzten Samstag, am Samichlausestag: «Solange unsere Bürgerinnen und Bürger die finanziellen Möglichkeiten haben, dass sie shoppen können, Geschenke machen, so freut mich das – das hilft auch der Wirtschaft als Ganzes. So gesehen ist mir der Weihnachtsmann näher [als der Samichlaus].»

Dem Wirtschaftsminister scheint es nicht mehr bewusst zu sein, dass in der Schweiz weder der deutsche Weihnachtsmann noch Santa Claus die Geschenke bringt, sondern das Christkind. Er ist damit nicht allein. Der *Sonntagsblick* titelte in seiner letzten Ausgabe: «Schönheits-OP vom Weihnachtsmann», da Schönheitsoperationen angeblich ein beliebtes Weihnachtsgeschenk seien. Zur Illustration der Geschichte musste – wie könnte es anders sein – ein bärtiger Mann mit rotem Mantel und einem Skalpell herhalten. Armer Chlaus.

## Pipilotti ist nur vorgeschoben

Von Philipp Gut — Künstler und Professoren wollen den Entscheid vom 9. Februar mit einer neuen Initiative kippen. Im Hintergrund ziehen Gewerkschafter die Fäden. Es geht um viel Geld.

Die Urheber der Volksinitiative «Raus aus der Sackgasse! Verzicht auf die Wiedereinführung von Zuwanderungskontingen-ten» können auf illustre Unterstützung zählen. Sie werben mit der Künstlerin Pipilotti Rist, Clown Dimitri oder Ex-Fussballprofi Andy Egli für ihr Anliegen, den Volksentscheid vom 9. Februar (Masseneinwanderungsinitiative) nach nur zehn Monaten wieder rückgängig zu machen.

Die Initianten markieren Volksnähe: «Die Gruppe Rasa ist eine Bürger- und keine Parteieninitiative und somit eine eigentliche Volksinitiative. Sie wird von rund 300 Personen aus Bildung, Wissenschaft, Arbeitswelt und Kultur unterstützt und bringt jung und alt, Studierende und ProfessorInnen, Pflegefachkräfte und ÄrztInnen, Kunstschaffende und Weinhändler, Apotheker und Richter, Baufachkräfte und RentnerInnen zusammen.»

Mit von der Partei sind neben den erwähnten Farbtupfern und Paradiesvögeln auch die üblichen Verdächtigen, so der emeritierte Geschichtspräsident und ehemalige Leiter des Basler Europainstituts Georg Kreis oder alt Bundesrichter Giusep Nay. Sodann die Professoren Brigitte von Rechenberg, Andreas Auer und Thomas Geiser.

Träger der Initiative ist der Verein Rasa. Die vier Buchstaben stehen für «Raus aus der Sackgasse». Die Rechtsform eines Vereins und die bunten Supporter aus dem Künstler- und Intellektuellenmilieu erwecken den Anschein einer unkonventionellen Bewegung ohne Verbindungen zum politischen Establishment. Bürger korrigieren den Bürgerentscheid vom 9. Februar.

Werden Rist, Dimitri und Co. selber auf die Strasse gehen und die notwendigen Unterschriften zusammenbringen? Wohl kaum.

Mehr noch: Der absichtsvoll gepflegte Schein einer Bürgerbewegung täuscht. Zu den selbst-erklärten Rettern der Bilateralen zählen nicht nur EU-Beitritts-Befürworter, im Hintergrund ziehen auch die Gewerkschaft VPOD sowie Swisscleantech, der Verband nachhaltiger Schweizer Unternehmen, die Fäden.

Dabei geht es nicht nur um ideellen Sukkurs. Sowohl der VPOD wie auch Swisscleantech gehören zu den treibenden Kräften bei Rasa. Sie sind im Initiativkomitee wie auch im Vereinsvorstand vertreten. Der VPOD hat mit Zentralsekretär Beat Ringger – gemäss Wikipedia «Vertreter einer kritisch-marxistischen

Linie» – Einsitz im Rasa-Vorstand. Die Vorstandsmitglieder sind, wie Rasa auf Anfrage mitteilt, «bis auf Weiteres für die Administration zuständig» und koordinieren sämtliche Aktivitäten des Vereins. Mit andern Worten: Die Gewerkschaft sitzt mit am Steuer.

### Das 200-Millionen-Franken-Argument

Nach Auskunft von Generalsekretär Stefan Giger nimmt der VPOD darüber hinaus weitere Aufgaben wahr: Die Mitglieder würden angehalten, die Initiative zu unterschreiben und Unterschriften zu sammeln. Auch der Gewerkschaftsapparat werde zur Sammlung eingesetzt, so Giger auf Anfrage.

Dieses Engagement widerspricht zwar der Selbstdeklaration von Rasa als Bürgerinitiative. Aber es lässt sich nachvollziehen. Denn niemand profitiert mehr von den Bilateralen als die Sozialpartner. Sie lassen sich für die Marktöffnung entschädigen: einerseits durch den Ausbau der flankierenden Massnahmen, die dem liberalen Freizügigkeitsgedanken eigentlich diametral zuwiderlaufen. Andererseits aber auch finanziell. Die sogenannten Vollzugskostenbeiträge spülen Gewerkschaften und Arbeitgeberverbänden jährlich gegen 200 Millionen Franken in die Kasse. Dieses viele Geld ist natürlich ein Argument. Auch für Gewerkschafter.



Volksnähe markieren: Künstlerin Rist.

# Strassburg im Unrecht

Von *Martin Schubarth* — Der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte (EGMR) ist nicht legitimiert, sich eigenmächtig über die nationalen Gesetzgeber hinwegzusetzen.

Der Strassburger Gerichtshof steht unter teilweise berechtigter Kritik. Ein zentraler Kritikpunkt bildet die sogenannte dynamische Rechtsprechung des Europäischen Gerichtshofes für Menschenrechte (EGMR). Demnächst soll der EGMR berechtigt sein, den Inhalt der Europäischen Menschenrechtskonvention (EMRK) weiterzuentwickeln mit verbindlicher Wirkung für die nationalen Gesetzgeber der 47 Europaratsstaaten. Deshalb hätte, soweit Strassburg von diesem angeblich bestehenden Recht Gebrauch macht, die Auffassung der Mehrheit eines Richtergremiums von maximal sieben Richtern – wenn die Grosse Kammer entscheidet, sonst sind es nur sieben Richter – gesetzgeberische Wirkung; die nationalen Gesetzgeber wären entmachtet.

Es wird behauptet, die Rechtsgrundlage für eine dynamische Rechtsprechung finde sich in der Präambel der EMRK. Man beruft sich darauf, dass dort von einer «Fortentwicklung» der Menschenrechte die Rede ist. Nun ist es bereits fraglich, wie weit einzig aus der Präambel der EMRK Verpflichtungen der Unterzeichnerstaaten hergeleitet werden können. Sogar wenn man den Rückgriff auf die Präambel für zulässig hält, kommt man zu einem anderen Ergebnis. Der Absatz der Präambel, in dem von der «Fortentwicklung» die Rede ist, lautet nämlich vollständig wie folgt: «[...] in der Erwägung, dass es das Ziel des Europarats ist, eine engere Verbindung zwischen seinen Mitgliedern herzustellen, und dass eines dieser Mittel zur Erreichung dieses Zieles die Wahrung und Fortentwicklung der Menschenrechte und Grundfreiheiten ist».

## Blosse Absichtserklärung

Es geht also um eine engere Verbindung zwischen den Mitgliedern des Europarates. Wie und durch wen die Menschenrechte in diesem Zusammenhang fortentwickelt werden sollen, darüber wird nichts gesagt. Kein Wunder, da es sich offensichtlich, wie meist in Präambeln, um eine blosse Absichtserklärung handelt. Eine Ermächtigung des EGMR, auf dem Umweg über Fortentwicklung von Menschenrechten als europäischer Quasigesetzgeber zu agieren, findet sich darin nicht. Denn dann hätte auch klar gesagt werden müssen, dass insoweit die nationale Gesetzgebungshoheit aufgehoben ist. Davon ist mit keinem Wort die Rede. Und einer solchen Regelung hätten die Staaten auch nie zugestimmt, schon gar nicht das Vereinigte Königreich, da in Grossbritannien die Parliamentsouveränität bis heute heil-

lig ist. Es handelt sich also um eine Absichtserklärung, die völlig offen lässt, wann und mit welchen Mitteln der Europarat (und keinesfalls der in diesem Zusammenhang gar nicht erwähnte EGMR) eine engere Verbindung zwischen seinen Mitgliedern herstellen wird.

Wenn man sich auf die Präambel beruft, dann sollte man allerdings die ganze Präambel heranziehen und auch den folgenden Absatz berücksichtigen: «[...] in Bekräftigung ihres tiefen Glaubens an diese Grundfreiheiten, [...] die am besten durch eine wahrhaft demokratische politische Ordnung [...] gesichert werden». Wahrhaft demokratische politische Ordnung – ein klares Bekenntnis zum demokratisch legitimierten Gesetzgeber. Dass dessen Kompetenzen durch eine Ermächtigung an den EGMR eingeschränkt werden sollen, davon ist keine Rede.

## Präambel nicht Teil der Vereinbarung

Fazit: Aus der Präambel zur EMRK ergibt sich keine Grundlage für eine Entdemokratisierung der Staatsordnung durch dynamische Rechtsprechung des EGMR. Hinzu kommt: Erst nach der Präambel folgt der Satz «haben [die Vertragsstaaten] folgendes vereinbart». Im Anschluss daran finden sich die Verpflichtungen, die die Vertragsstaaten eingegangen sind. Das bedeutet: Die Präambel bildet nicht Gegenstand der Vereinbarung.

Man könnte auch – kontrafaktisch – die Frage aufwerfen: Wie hätte man in der Konvention dem EGMR die Kompetenz übertragen können, durch dynamische Rechtsprechung an Stelle der nationalen Gesetzgeber zu treten? Man hätte eine entsprechende Regelung durch einen klar formulierten selbständigen Artikel in die Konvention aufnehmen müssen. Hätte die Konvention eine solche Bestimmung enthalten, hätte allerdings die Schweiz der Konvention erst nach Änderung der Bundesverfassung beitreten können. Denn schon nach der damaligen Bundesverfassung war die Bundesversammlung unter Vorbehalt der Rechte von Volk und Kantonen die oberste Gewalt im Bunde. Der Änderungsartikel hätte lauten müssen: «Soweit der EGMR von seinem Recht zu dynamischer Rechtsprechung Gebrauch macht, ist er die oberste Gewalt im Bunde.»

Dass Parlament und Souverän einer solchen Verfassungsänderung zugestimmt hätten, ist zu bezweifeln.

**Martin Schubarth** war von 1982 bis 2004 Richter am Kassationshof in Strafsachen des Schweizerischen Bundesgerichts und von 1999 bis 2000 Bundesgerichtspräsident.

## Nachruf



*Innovativer Ansatz: Spieleentwickler Baer.*

**Ralph Henry Baer (1922–2014)** — Abermillionen von Fernsehgeräten stehen in den Wohnzimmern der USA herum und machen nichts ausser Signale der TV-Stationen empfangen. Was wäre, wenn man auf diesen Bildschirmen auch spielen könnte? Diese Frage stellte sich Ralph H. Baer 1966. Der Sohn deutsch-jüdischer Immigranten arbeitete beim US-Rüstungskonzern Sanders und legte seinem Vorgesetzten ein vierseitiges Konzept für eine «Brown Box» vor, die direkt an den Fernsehapparat angeschlossen werden konnte. Sein Chef stellte ihm 2500 Dollar und zwei Mitarbeiter zur Verfügung, um seine Idee zu realisieren. 1972 kam die «Magnavox Odyssey» auf den Markt, die erste Videospielkonsole der Welt.

Die Assemblage von vierzig Transistoren und vierzig Dioden legte den Grundstein der heute auf neunzig Milliarden Dollar geschätzten Game-Industrie. Die «Odyssey» verfügte über zwei Steuergeräte und eine Sammlung verschiedener Programmkarten. Für die schwarzweissen TV-Bildschirme waren bunte Folien beigelegt, die – einmal auf die Bildröhren appliziert – eine zum jeweiligen Spielszenario passende Kulisse lieferten. Mit ein bisschen Fantasie wählte man sich im Casino, auf der Jagd oder auf dem Tennisplatz.

Nach wie vor zählt das Videospiel zu zweit zu den vergnüglichsten Formen des Zeitvertreibs. Dass sich am Grundkonzept der Konsolen bis heute nichts geändert hat, zeigt, wie innovativ Baers Ansatz war. Im Alter von 92 Jahren ist Ralph Henry Baer am 6. Dezember in Manchester, New Hampshire, USA, gestorben. *Marc Bodmer*

# Im Lichte des Orients

Von *Abdel Azziz Qaasim Illi* — Der Koran sei ein einziger Aufruf zu Gewalt, eine Anleitung zu Krieg und Unterdrückung, schrieb Andreas Thiel jüngst in der *Weltwoche*. Wäre dem so, hätte sich der Islam kaum über den unmittelbaren Kontext seiner Entstehung hinaus behaupten können.

Grundlage für das Gelingen einer wissenschaftlichen Auseinandersetzung ist die Fähigkeit des Autors, eine gesunde emotionale Distanz zum untersuchten Gegenstand zu wahren. Der römische Historiker Tacitus wusste um die Tücken der menschlichen Emotionen in Zeiten von Krieg und Terror. Um bei der Niederschrift seiner Annalen der subjektiven Wahrnehmung nicht freien Lauf zu lassen, gelobte er, sich der Maxime «Sine ira et studio» (lat. ohne Zorn und Eifer) zu unterwerfen.

Wer unreflektiert, getrieben von seiner persönlichen Überzeugung schreibt, verfällt in Eklektizismus bei der Quellenauswahl – will heissen, die Quellen werden so ausgewählt, dass sie die subjektive Meinung des Schreibenden quasi wissenschaftlich bestätigen. Jede Quelle, die nicht ins vorgefertigte Bild passt, wird ausgelassen. Würde sich ein Hobby-Astronom heute dieser Methode bedienen, könnte er durchaus zu einer geozentrischen Weltsicht zurückfinden.

Niemand spricht Andreas Thiel das Recht ab, als Hobby-Koranforscher seine Freizeit zu bestreiten. Meine Kritik richtet sich ausschliesslich gegen die wissenschaftliche Unzulänglichkeit seiner Streitschrift. Würde sich der Koran inhaltlich auf die von Thiel ausgewählten Verse beschränken, hätte sich der Islam kaum zur zweitgrössten Weltreligion entwickelt. Der Islam ist, im Querschnitt seiner Geschichte betrachtet, durchaus als Erfolgsmodell zu werten. Dabei spielten die von Thiel zitierten Verse zweifellos eine wichtige Rolle, wenn es darum ging, militärische Auseinandersetzungen mit Feinden wie etwa den Quraisch in einem heilsgeschichtlichen Gesamtzusammenhang zu verorten und die individuellen Interessen der muslimischen Soldaten hinter jenen des islamischen Kollektivs zu zügeln. Dies kann etwa im Folgenden veranschaulicht werden:

*O ihr, die ihr glaubt, wenn ihr auf die Ungläubigen stösst, die im Heerzug vorrücken, so kehrt ihnen nicht den Rücken. Und derjenige, der ihnen an solch einem Tage den Rücken kehrt, es sei denn, er schwenke zur Schlacht oder zum Anschluss an einen Trupp ab, der läßt wahrlich Allahs Zorn auf sich, und seine Herberge soll die Hölle sein; und schlimm ist das Ende!* Sure 8, 15–16

Die Offenbarung dieses Verses wird von den Koran-Exegeten im Kontext der Schlacht von Badr (624 n. Chr.) angesiedelt. Sie gilt als erste grosse militärische Auseinandersetzung zwischen der jungen Islamischen Gemeinde Medinas und deren Widersachern, den Quraisch



*Trost und Geborgenheit, Sinnzuspruch und Hoffnung.*

Mekkas. Zahlenmässig deutete wenig auf einen bevorstehenden Sieg der Muslime hin. Knapp über 300 muslimische Soldaten trafen auf 1000 gutausgerüstete Gegner. Angesichts solch eines apokalyptisch anmutenden Kampfes macht die Anweisung Sinn, dem Gegner unter keinen Umständen den Rücken zuzukehren. Über die Zulässigkeit der Verallgemeinerung des Verses im Hinblick auf andere Kriege wurde übrigens unter den Gelehrten viel und heftig gestritten.

Anstatt den Wald vor lauter Bäumen nicht mehr zu erblicken, in dem hier nun im Stile Thiels ein Vers an den nächsten gereiht wird, sei darauf hingewiesen, dass jeder Vers in der islamischen Theologie stets vor dem Hintergrund seines historischen Kontextes interpretiert wird. Kontextbezogene Interpretation ist nicht zu verwechseln mit der von Nasr Hamid Abu Zaid propagierten Historisierung des Korans. Die zur Diskussion stehenden Koranstellen bilden neben einer mächtigen Sammlung von Hadithen (authentischen Prophetentraditionen) nach wie vor die Grundlage des islamischen Kriegsrechts.

Der Krieg scheint aus heutiger Sicht eine anthropologische Konstante zu sein. Allen Friedensbemühungen zum Trotz wird die Menschheit sein hässliches Gesicht nicht los. Dass die Offenbarung auch dieser Realität Rechnung trägt, erweist sich zurückblickend für die Widerstandsfähigkeit muslimischer Armeen als kom-

parativer Vorteil. Doch welches Gemeinwesen – religiös oder säkular – kann sich über 1400 Jahre hinweg in einem Kriegszustand befinden?

Anders als Thiels Streitschrift den Eindruck vermittelt, thematisiert der Koran neben dem Ausnahmezustand des Kriegs vor allem die Friedensordnung. Zu behaupten, der Koran enthalte keine Weisheiten, ist angesichts der vorhandenen Fülle an Menschlichkeit und Respekt ein Hohn. Gerade in Zeiten des wiederaufflammenden Rassismus sei daran erinnert, dass der Koran die Vielfältigkeit der Menschen nicht nur anerkennt, sondern darin «Zeichen für die Wissenden» (Sure 30, 22) verortet. Anders als etwa die Bibel inkludiert der Koran die damals bekannten religiösen Bekenntnisse der Anhänger Zarathustras, der Juden und Christen:

*Wahrlich, diejenigen, die glauben, und die Juden, die Christen und die Sabäer, wer an Allah und den Jüngsten Tag glaubt und Gutes tut – diese haben ihren Lohn bei ihrem Herrn und sie werden weder Angst haben noch werden sie traurig sein.* Sure 2, 62

Dazu passt, dass die islamische Geschichte Auswüchse wie jene des Katholizismus im Zuge der Reconquista und der Inquisition nicht kennt. Selbst im Falle gewaltsamer territorialer Unterwerfung eines andersgläubigen Gegners galten hinsichtlich des religiösen Bekenntnisses die

Devisen «Kein Zwang im Glauben» (Sure 2, 256) und «Ihr habt eure Religion, und ich habe meine Religion» (Sure 109, 6).

Dieses auf Inklusion angelegte Fundament des Islam ermöglichte in der Praxis nicht nur eine steife und von Spannungen geprägte Tolerierung des Andersgläubigen, sondern auch die friedliche Koexistenz der verschiedenen orientalischen Religionsgemeinschaften – dies trotz Kreuzzügen und andauernden Grenzkonflikten zwischen Abend- und Morgenland im Mittelalter und der frühen Neuzeit. Würde der Koran tatsächlich zum Mord an Juden und Christen einladen, wäre es den islamischen Machthabern in Nordafrika und dem Osmanischen Reich nach 1492 kaum eingefallen, die über 100 000 Juden aus Kastilien und Aragon in ihrem Herrschaftsbereich aufzunehmen.

Für die Muslime ist der Koran zweifelsfrei das Wort Allahs. Darin finden sie Trost und Geborgenheit, Sinnzuspruch und Hoffnung angesichts schwerer Zeiten und Unglücks (Sure 2, 155–157) und werden zu hohen Tugenden wie Geduld, Genügsamkeit und Gerechtigkeit angehalten. Stehlen, Morden, Meineid, Lügen et cetera werden streng verboten. Die Ehrung der Eltern wird gar mit der absoluten Affirmation des Monotheismus – dem höchsten Dogma – verknüpft. Arme, Waisen und Reisende sind mittels Almosen zu unterstützen. Jede Sure, mit Ausnahme der neunten, wird im Namen «Allahs, des Allerbarmers, des Barmherzigen» eröffnet.

Dass derweil im Namen des Islam auch Grausamkeiten verübt werden, steht ausser Frage. Doch werden solche auch im Namen von Zivilisation, Freiheit oder Demokratie begangen. Die schmerzliche Situation, wie wir sie heute im Irak beobachten, ist eine direkte Folge der US-amerikanischen Invasion von 2003, welche unter dem Banner der Demokratisierung angepriesen wurde. Mit Saddam Hussein entledigte sich Washington eines unbequem gewordenen Langzeittyrannen. Was folgte, war ein abruptes Machtvakuum, aus dem neue Tyrannen hervortraten. Jetzt steht die Weltgemeinschaft vor den Folgen eines zerfallenden Nationalstaats im Herzen der arabischen Welt. Welcher vernünftige Mensch käme auf die Idee, Freiheit und Demokratie abzulehnen, nur weil diese immer mal wieder für machtpolitische Abenteuer zweckentfremdet wurden?

Der Koran muss in seiner Ganzheitlichkeit erfasst und interpretiert werden. Dazu in der Lage ist aber, wie der gescheiterte Versuch Thiels zeigt, nur, wer sich intensiv mit der religiösen Wissenschaft auseinandergesetzt hat. Die Antwort auf Rosinenpickerei ist in der qualitativen wie quantitativen Aufwertung der religiösen Bildung und sicher nicht in deren Abschaffung zu suchen.

**Abdel Azziz Qasim Illi**, geboren 1982 in Schaffhausen, ist Pressesprecher des Islamischen Zentralrates Schweiz (IZRS). Er studiert Geschichte und Islamwissenschaft an der Universität Bern.

## Brief an den Verleger

# Sonne des Islam

**Von Mubarak Al-Hajri — Andreas Thiels Streitschrift gegen den Koran ist inhaltlich falsch und verletzt die Gefühle von Millionen Muslimen auf der ganzen Welt, die den Heiligen Propheten Mohammed lieben.**

Sehr geehrter Herr Köppel

Gestatten Sie mir einige kritische Anmerkungen zu dem kürzlich erschienenen Beitrag «Der Schatten des Ostens» (*Weltwoche*, 27.11.2014). Ich plädiere für einen konstruktiven Dialog, der auf Argumenten und aufmerksamem Zuhören gründet. Es braucht keinen Streit zu geben, wenn man überzeugt ist, dass der andere dem rechten Weg folgt und seinen Standpunkt mit guten Argumenten begründen kann. Unsere Religion lehrt uns Selbstvertrauen, weshalb wir emotionalen Argumenten mit Ruhe, Gelassenheit und Offenheit begegnen können. Wir sind eine Gemeinschaft, die Vertrauen hat in ihre Heilige Schrift, ihren Propheten und ihre Religion.

Die ungeheuerlichen Behauptungen, die in dem genannten Beitrag aufgestellt werden, sind nicht neu, und den Angriffen auf den Propheten Mohammed (Friede sei mit ihm) liegen altbekannte Motive zugrunde. Aus meiner Sicht ist der Artikel daher kein seriöser Diskussionsbeitrag. Ich kann dem Autor jedoch keinen Vorwurf machen, denn viele westliche Verlagshäuser und Medien verbreiten über Bücher, Artikel, Romane, Filme, Karikaturen und in anderer Weise Lügen und haltlose Beschuldigungen, die allein dem Zweck dienen, den Propheten Mohammed (den wir als Bruder von Jesus und Abraham betrachten, Friede sei mit ihnen allen) zu diskreditieren. Ein kurzer Blick auf das Leben des Propheten zeigt, dass es keine Geheimnisse darin gibt. Angesichts der Reinheit des Propheten könnte man sagen, er habe in einem Glashaus gesessen. Er ist ein Segen für die Menschheit. All seine Worte und Taten waren konkreter Ausdruck seiner Menschlichkeit und seines Mitgefühls. Zeit seines Lebens schenkte er grosszügig, ohne dafür etwas zu fordern. Er widmete sein Leben den Menschen und der Herrschaft der Vernunft, und er lebte bescheiden in seinem Volk, als einer unter ihnen, auch wenn er der Prophet Gottes, Gerechtigkeit sein Gesetz und sein Herz voller Mitgefühl für andere war. Seine Menschenliebe entsprang seiner natürlichen Art, die Sorgen der anderen machte er zu seinen eigenen.

Ich möchte Ihnen jedoch versichern, dass für uns, genau wie für Sie im Westen, die Meinungsfreiheit ein hohes Gut ist. In der Ausübung dieser Freiheit respektieren wir jedoch das Gesetz. Und wenn wir mit Ihnen über unsere Religion und unsere heiligen Persönlichkeiten diskutieren und Ihre Kritik anhören, die

vorzutragen Sie jedes Recht haben, so können wir doch nicht akzeptieren, dass unser Prophet, unsere Religion und alles, was uns heilig ist, unter Berufung auf die Meinungsfreiheit verspottet oder verunglimpft werden. In vielen europäischen Staaten wird die Meinungsfreiheit gesetzlich definiert und eingeschränkt. In Grossbritannien etwa dürfen ethnische Gemeinschaften nicht diskriminiert werden. In Dänemark und Deutschland ist es verboten, den Nationalsozialismus zu verherrlichen. In den Niederlanden und in Kanada sind homophobe Äusserungen strafbar. In den USA sind Äusserungen, die zu Hass und Rassismus aufrufen, streng verboten. In Polen steht jedwede Verunglimpfung der katholischen Kirche unter Strafe. Und in Frankreich ist jede öffentliche Äusserung, die geeignet ist, Hass zwischen ethnischen Gruppen zu schüren, gesetzlich verboten.

### «Damit ihr euch kennt»

Ich möchte betonen, dass der Islam eine tolerante Religion ist, die die verschiedenen Kulturen anerkennt und diese Unterschiede als Gottes Gesetz respektiert, wie es im Koran zum Ausdruck kommt, wenn Allah sagt: «Ihr Menschen! Wir haben euch geschaffen von einem männlichen und einem weiblichen Wesen, und wir haben euch zu Verbänden und Stämmen gemacht, damit ihr euch untereinander kennt» (Sure 49, 13).

Ein westlicher Intellektueller hat einmal gesagt: «Die Geschichte führt die Menschen zu Allah. Angesichts der heutigen menschlichen Erfahrung und des Endes der Ideologien ist für die menschliche Moral nur die Sonne des Islam übriggeblieben. Muslime sind gleichsam Planeten, die ihr Licht von der Sonne des Islam empfangen, also von Mohammed.»

Schliessen möchte ich mit einer Passage aus dem Buch «Die Araber» des spanischen Orientalisten Jane Lec: «Im Koran sagt Allah über Mohammed: «Und wir haben dich nur deshalb gesandt, um den Menschen in aller Welt Barmherzigkeit zu erweisen» (Sure 21, 107). Besser lässt sich das Leben Mohammeds nicht beschreiben.»

Mit freundlichen Grüssen  
Mubarak Al-Hajri,  
Botschafter von Katar in der Schweiz

Aus dem Englischen von **Matthias Fienbork**

## Runder Tisch

Von Henryk M. Broder — Wie Moralapostel das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden.



Wann immer in Deutschland ein Problem auftaucht, dem sich die Regierung nicht gewachsen fühlt, wird es an eine Kommission überwiesen. Oder an einen runden

Tisch, der auch oval oder eckig sein kann. So hat zum Beispiel eine «Ethikkommission» vor drei Jahren der Bundesregierung den Ausstieg aus der Atomkraft innerhalb «von zehn Jahren oder weniger» empfohlen, weil Energiefragen nicht in die Zuständigkeit von Ökonomen und Wissenschaftlern fallen, sondern in die von Ethikern und Moralaposteln. Die Folge war eine «Energiewende», deren Auswirkungen die deutsche Wirtschaft langsam, aber nachhaltig in den Ruin treiben.

In einer anderen Frage, für die, oberflächlich betrachtet, die Ethikkommission eigentlich die richtige Adresse gewesen wäre, hat man sie freilich nicht zu Rate gezogen. Der «Runde Tisch Prostitution», den die Düsseldorfer Landesregierung ins Leben gerufen hatte, setzte sich aus Kommunalpolitikern, Ministerialbeamten, Bordellbetreibern, Prostituierten und Freiern zusammen, war also hochkarätig besetzt. Zwischen den Sitzungen besuchten die Teilnehmer und Teilnehmerinnen gemeinsam Bordelle und führten Gespräche mit Prostituierten, um nach vier Jahren «Empfehlungen» vorzulegen, wie man die Prostitution von ihrem schlechten Image befreien und die Arbeit der Prostituierten sauberer und sicherer gestalten könnte.

Es ist nicht der erste Versuch dieser Art. Vor über zehn Jahren hat die rot-grüne Koalition ein neues «Prostitutionsgesetz» ausgearbeitet, mit dem man «den Bereich des Sexgewerbes entkriminalisieren» wollte. Leider hat es nicht funktioniert, die «Lebenswirklichkeit der Prostituierten» habe «sich nicht verbessert», heisst es in einem grünen Positionspapier, «die Sexdienstleistungen» fänden immer noch «unter Verletzung der Menschenwürde» statt. Mit dem neuen Gesetz soll alles anders und besser werden, für die Prostituierten, die Freier und überhaupt.

Es bleibt eine Frage. Was macht dieses Thema vor allem für die Grünen so attraktiv? Die Antwort findet man in einem Text von Karl Kraus aus dem Jahre 1904: «Die Herren der Schöpfung wollen das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden, zugleich der Prostitution und der Prostituierten an den Leib rücken.»

## Unnötig unter Zugzwang

Von Kurt Schiltknecht — Die Notenbanken sollten den wirtschaftlichen Strukturproblemen mehr Beachtung schenken. Stattdessen starren sie wie gebannt auf die kurzfristige Entwicklung der Teuerungsraten.

Seit der frühere Chef der amerikanischen Notenbank, Ben Bernanke, das Gespenst einer möglichen Deflation an die Wand gezeichnet und zu deren Verhinderung das amerikanische Bankensystem mit Geld geflutet hat, geht auch in Europa die Furcht vor einer Deflation um. Die Vertreter der Europäischen Notenbank (EZB), insbesondere ihr Präsident, werden nicht müde, vor den Gefahren einer niedrigen Inflation zu warnen. Man muss wohl in einer Investmentbank gross geworden sein, um die Ursache des ausbleibenden Wirtschaftswachstums in den niedrigen Teuerungsraten zu sehen. Diese Auffassung erinnert an die früher, aber auch heute noch von prominenten Professoren und Politikern gemachte Behauptung, dass Inflation das beste Schmiermittel für das Wachstum sei. Wohin eine solche Theorie führt, haben die inflationären 1970er und 1980er Jahre mit ihren hohen Arbeitslosenraten gezeigt.

Das Ausbleiben eines nachhaltigen Wirtschaftsaufschwungs in Europa steht in keinem Zusammenhang mit dem langfristigen Rückgang der europäischen Teuerungsraten, der nach dem Ausbruch der Banken-, Euro- und Schuldenkrise einsetzte. Der Rückgang des Inflationstrends ist eine normale Begleiterscheinung einer Rezession. Bis heute haben die sinkenden Teuerungsraten in keinem Land zu einem deflationären Umfeld geführt. Die in vielen Ländern beobachtete Zurückhaltung bei Investitionen oder beim Konsum ist nicht darauf zurückzuführen, dass die Wirtschaft fallende Preise bei den Investitionen oder den Konsumgütern erwartet. Die Notenbanken wären gut beraten, wenn sie weniger auf die kurzfristige Entwicklung der Teuerungsraten starren und dafür den Strukturproblemen im Bankenbereich, in der Wirtschaft und der Finanzpolitik mehr Beachtung schenken würden.

### Unerwarteter Ölpreis-Zerfall

Inflation oder Deflation sind monetäre Probleme und lassen sich vor allem am mittelfristigen Trend des Preisniveaus und am Verhalten der Wirtschaftsakteure erkennen. Die kurzfristige Teuerungsentwicklung lässt dagegen keine zuverlässigen Schlüsse zu. Seit der Liberalisierung des internationalen Handels wird die kurzfristige Entwicklung der Teuerungsraten immer stärker durch das Geschehen auf den Weltmärkten bestimmt. Das lässt sich am

Beispiel des Ölpreises illustrieren. Seit die USA mit dem Fracking begonnen haben, fällt der Ölpreis in einem von niemandem erwarteten Ausmass. Dieser Rückgang hat nichts mit der Geldpolitik, sondern mit dem Ölangebot tun. Deshalb sollte er auch nicht mit einer expansiven Geldpolitik bekämpft werden. Bei einem fallenden Ölpreis werden nicht nur das Benzin und das Heizöl billiger, sondern es lassen sich auch die Produktionskosten der meisten Güter und Dienstleistungen senken. Diese Kostensenkungen werden dann an die Konsumenten und Investoren in Form niedriger Preise weitergegeben. Zahlreiche im Konsumentenpreisindex enthaltene Preise sinken. Solche Preissenkungen darf man ebenso wenig als deflationär bezeichnen wie die Preissenkungen, die dank der rasanten technologischen Entwicklung im IT- und Automationsbereich möglich geworden sind.

Es gibt nicht nur im Öl- und IT-Bereich Preisänderungen, die in keinem direkten Zusammenhang mit der Geldpolitik stehen. Ein anderer Faktor, der sich in zahlreichen Ländern immer mehr auf die Nachfrage- und Angebotsstruktur und damit auf die relativen Preise auswirkt, ist die demografische Entwicklung. Die Nachfrage einer älter werdenden Gesellschaft ist anders als diejenige der Babyboomer



oder eines Landes mit einer grossen Zuwanderung ausländischer Arbeitskräfte. Dies kann sich nicht nur in den relativen Preisen, sondern kurzfristig auch im Verlauf des Konsumentenpreisindex niederschlagen. Demografie- und angebotsbedingte Preiseffekte machen die Interpretation und die Prognose der kurzfristigen Teuerungsraten schwierig, und man kann kaum erkennen, ob sich eine Wirtschaft in eine deflationäre oder inflationäre Richtung bewegt. Es lassen sich aber auch keine präzisen Teuerungsprognosen erstellen. Wenn nun die Europäische Zentralbank ihre Geldpolitik so ausgeprägt vom Erreichen einer Inflationsrate von mindestens zwei Prozent in den nächsten zwei Jahren abhängig macht, setzt sie sich unnötig unter Zugzwang und kreierte Erwartungen, die wahrscheinlich nicht erfüllt werden können. Das Risiko ist gross, dass wegen der Wirtschaftskrise das Inflationsziel nicht erreicht wird. Dann wäre die EZB gezwungen, ihre ohnehin schon zu expansive Geldpolitik noch expansiver zu machen.



EINE IKONE GEWINNT AN GRÖSSE



DIE NEUE NAVITIMER 46 mm

BEYER

UHREN UND JUWELEN

BEYER CHRONOMETRIE AG · BAHNHOFSTRASSE 31 · ZÜRICH  
TEL +41 (0)43 344 63 63

# Der neue Anlauf in Japan

Von Hansrudolf Kamer — Die drittgrösste Volkswirtschaft der Welt kommt nicht aus dem Jammertal heraus. Neuwahlen sollen den Weg für Reformen ebnen, die Shinzo Abe nun endlich anpacken will.



Der erste Anlauf ist gescheitert, der zweite steht bevor. Noch sind keine zwei Jahre vergangen, seit Japan zum Sprung ansetzte, um aus der mehr als zwanzig Jahre andauernden wirtschaftlichen Stagnation auszubrechen. Shinzo Abe und die Liberaldemokraten erzielten damals einen grossen Wahlsieg, und der Ministerpräsident versprach, Japan zu alter Grösse zurückzuführen.

Nun sieht alles anders aus. Nur Stunden nach der Nachricht, dass Japan nach zwei Quartalen Negativwachstum wieder in eine Rezession gerutscht ist, kündigte Abe Neuwahlen für Mitte Dezember an. Er hat seine damaligen Wahlversprechen nicht halten können. Den Japanern geht es nicht besser. Die Strukturreformen fanden nicht statt. Die staatliche Haushaltskonsolidierung wurde verschoben. Gleichzeitig mit der Ankündigung von Neuwahlen wurde die zweite Erhöhung der Konsumsteuer um achtzehn Monate vertagt.

Abes Wirtschaftsprogramm bestand aus «drei Pfeilen im Köcher»: zuerst eine massive Geldspritze durch die Nationalbank, dann ebenso eindrucksvolle Staatsausgaben, die das Vertrauen der Konsumenten stärken und die Finanzmärkte zufriedenstellen sollten. Damit sollte die Basis gelegt sein für die Sanierung der Staatsfinanzen und Strukturreformen für eine Produktivitätssteigerung, die endlich das Ende der langen Stagnationsepoche einläuten sollte.

Es kam anders. Im April zeigte sich, dass die Erhöhung der Konsumsteuer mehr Schaden anrichtete als erwartet. Das Bruttosozialprodukt schrumpfte im zweiten Quartal um nicht weniger als 7,1 Prozent, im dritten noch um 1,6 Prozent. Die Regierung Abe sah keinen anderen Ausweg, als erneut die Geldschleusen zu öffnen und die zweite Erhöhung der Konsumsteuer aufzuschieben. So bleibt Abe nur noch der dritte Pfeil im Köcher. Denn die Staatsverschuldung ist zu hoch für weitere Experimente und Ausweichmanöver.

Politisch könnte Abes Rechnung mit Neuwahlen aufgehen. Er und seine Partei sind nicht mehr populär, doch angesichts der Schwäche der Opposition werden die Liberaldemokraten und die Komeito, Juniorpartnerin in der Koali-

tion, wohl wieder gewinnen. Abe hätte dann ein Mandat für Wirtschaftsreformen bis ins Jahr 2018. Auch Unmutsregungen in seiner Partei hätte er vorerst beschwichtigt.

In einem Interview mit dem *Economist* erklärte er, die Wahlen seien ein Referendum über «Abenomics». Abe will den Eindruck erwecken, dass er nach einem Sieg vor harten Reformen nicht mehr zurückschrecken würde.

Die missliche Lage ist dem Nationalkonservativen bewusst. Dass China Japan überholt hat, schmerzt. Abe übt Selbstkritik. Das sei nicht das Verdienst Chinas, sondern sei dem Versagen Japans zuzuschreiben. Hätte sein Land früh die Deflation besiegt und ein reales Wachstum von 4 Prozent erzielt, wäre China nicht an Nippon vorbeigezogen.

Der Wahlkämpfer beschwört das Potenzial seines Landes, auch wenn er einräumt, die alternde Bevölkerung – Abe spricht von einem Bevölkerungsrückgang – werfe Probleme auf. Der Einwanderung steht er aber skeptisch gegenüber – uralte Insularinstinkte.

Erneut verspricht Abe, dass er die Landwirtschaft öffnen, den Elektrizitätsmarkt deregulieren und den allzu rigiden Arbeitsmarkt lockern werde. Bei den Verhandlungen über die Partnerschaft mit Amerika und weiteren Pazifik-Anrainern will er vorwärtsmachen. Bisher waren es die japanischen Bauern, die das Ab-

kommen torpedierten. Ein Wahlsieg, so meint Abe, gäbe ihm Rückenstärkung, um das zu ändern. Ein Erfolg von Abes Reformen und eine wirtschaftliche Gesundung Japans wären geopolitisch ein Plus. Ein Gegengewicht zum selbstbewusst-aggressiven China und zu seinem autoritären Führer ist notwendig. Der Wettbewerb ist allerdings nicht nur ein wirtschaftlicher.

Seit dem Treffen Abes mit Xi Jinping in Peking vor einem Monat hat sich die Lage hinsichtlich der umstrittenen Inselgruppen im Ostchinesischen Meer zwar etwas beruhigt. Das Treffen war aber frostig. Xi markierte beim Handschlag eine betont saueröpfische Miene. Abe meint dazu leicht ironisch, er versuche bei solchen Gelegenheiten immer, ein Lächeln aufzusetzen.

## Ohne rot zu werden

«Immer nur lächeln» wird im nächsten Jahr notwendig sein. Dann wird das 70-Jahr-Jubiläum des Endes des Zweiten Weltkriegs gefeiert. Die Nachbarn werden mit Argusaugen darauf achten, ob die Enkel von Japans Militaristen sich «richtig» verhalten und die Last der Vergangenheit mit Demut tragen.

China vor allem. Beim Treffen mit Abe lehrmeisterte Xi ungehemmt. Historische Probleme berührten die Gefühle von 1,3 Milliarden Chinesen, behauptete er, ohne rot zu werden. Das habe einen Einfluss auf den Frieden in der Region, auf Stabilität und Entwicklung. Xi liess durchblicken, dass er von Tokio mehr erwarte.

So musste Abe bereits in Peking versichern, sein Land sei auf dem Pfad des Friedens, während sein Gastgeber eine ähnliche Aussage für unnötig hielt. Ein Kotau war es nicht, aber beinahe.



Uralte Insularinstinkte: Japans Premier Abe (r.), Chinas Präsident Xi.

# Südfrankreich trifft Bordeaux

12 Flaschen

nur **119.** Fr.

statt Fr. ~~171.-~~



Sie sparen  
**52.** Fr.

## La Croix de Bordeaux 2011 (3 Fl.)

Ein Bordeaux der garantiert Ihr Herz erobert. Klassisch und weich im Trunk, dabei vollmundig und reif am Gaumen.



## Chante-Clair 2013 (3 Fl.)

Vom ersten Schluck an ein beerenstarkes Trinkvergnügen aus dem Languedoc. Zarte und süffige Gewürznuancen ergänzen die volle Frucht.



## Château Grand Billard Bordeaux 2010 (3 Fl.)

Klassisch würzig und fruchtig mit perfekt eingebundenem Holz und sanften Tanninen. Ein wunderbarer Essensbegleiter.



## Rex Mundi Shiraz Merlot 2013 (3 Fl.)

Einfach himmlisch oder doch teuflisch gut? Auf jeden Fall eine gelungene Cuvée, die mit einer Medaille geehrt wurde.



**GRATIS**

**3 FLASCHEN**  
Domaine Ginestières  
Merlot 2013  
im Wert von Fr. 42.-

## Klassik trifft Moderne - für Ihren Genuss

Entdecken Sie die Vielfalt französischer Weinkunst und geniessen Sie klassische Bordeaux-Weine im Gegensatz zu modernen Interpretationen aus Südfrankreich. Wir offerieren Ihnen 12 Flaschen mit einem Rabatt von über 30% und dazu erhalten Sie **3 Gratisflaschen unseres Kundenfavoriten im Wert von Fr. 42.-!** Nur solange der Vorrat reicht.

Bestellen Sie noch heute! **Tel.: 0848 00 44 77**  
(Ihre Referenz-Nummer: 0633001)

Sie erreichen uns Mo. - Fr. von 8:00 - 20:00 Uhr, Sa. von 9:00 - 16:00 Uhr

Besuchen Sie uns unter **www.chateaudirect.ch/633**

Die Käufer müssen volljährig sein. Alle Artikel werden vorbehaltlich ihrer Verfügbarkeit zum Verkauf angeboten; max. 3 Kisten pro Person. Angebot gültig solange Vorrat reicht, spätestens bis 15. 01. 2015; die angegebenen Preise gelten zum Erscheinungsdatum dieser Anzeige. Bei ausverkauften Weinen behalten wir uns vor, Ihnen durch Zusendung eines qualitativ und preislich gleich- oder höherwertigen Weins ein neues Angebot zu unterbreiten. Falls Sie das Angebot nicht annehmen möchten, sorgt Direct Wines kostenfrei für die Abholung und erstattet unverzüglich evtl. bereits geleistete Zahlungen. Wenn Sie mit Kreditkarte bezahlen, wird Ihr Konto erst 3 Tage nach Bestellungsingang belastet. Wenn Sie bei ChateauDirect, eine Marke der Direct Wines AG, bestellen, speichern wir Ihre Adresse und auftragsbezogenen Daten zur Geschäftsabwicklung zur Pflege der Kundenbeziehung. Sie erhalten dann automatisch alle unsere neuen Angebote. Wir geben die Anschriften unserer Kunden nur zur Bonitätsprüfung und an sorgfältig ausgewählte Unternehmen weiter, deren Produkte für Sie von Interesse sein könnten. Selbstverständlich können Sie der Nutzung der Daten für Werbezwecke jederzeit widersprechen. Die kompletten Datenschutzrichtlinien der Direct Wines AG finden Sie unter [www.chateaudirect.ch](http://www.chateaudirect.ch). Für weitere Auskünfte oder Sperrungen wenden Sie sich bitte an: [datenschutzbeauftragter@chateaudirect.ch](mailto:datenschutzbeauftragter@chateaudirect.ch) oder schreiben Sie uns an. Anrufe aus dem Festnetz, die mit 0848 beginnen, kosten Sie lediglich den Lokal tarif. Ist ein Wein nicht mehr erhältlich, wird ein möglichst ähnliches Produkt aus demselben oder nächsthöheren Preissegment geliefert. Alle Preise enthalten die gesetzliche Mehrwertsteuer. Unsere Preise gelten je Flasche à 0,75l, wenn nicht etwas anderes vermerkt ist.

BESSER ENTDECKEN  
**ChateauDirect**  
Weine

## Ihr Genuss Coupon

Schicken Sie diesen Bestellschein zurück an: ChateauDirect, Postfach 1872, 8032 Zürich

**Ja**, bitte schicken Sie mir

\_\_\_\_\_ Paket(e) mit jeweils  
12 Flaschen der abgebildeten  
Weine zum Preis von je Fr. 119.-  
(zzgl. Fr. 16.90 Versandkosten - ab  
einem Bestellwert von Fr. 350.-  
liefern wir versandkostenfrei).

Dazu erhalte ich  
**3 Flaschen**  
Domaine Ginestières  
Merlot 2013  
im Wert von Fr. 42.-  
GESCHENKT.

Vorname, Name

Straße, Nr.

PLZ, Ort

Telefon, Handy

E-Mail

Mit Kreditkarte - bitte füllen Sie den nachstehenden Abschnitt aus:  
 MasterCard  Visa  American Express

ODER per Rechnung: Diese liegt Ihrer Lieferung bei. Bitte weisen Sie den Rechnungsbetrag innerhalb von 10 Tagen (Rechnungsdatum). Ihre Bonität setzen wir voraus.

Datum, Unterschrift (ich bin volljährig)

Mörgeli

## Philippika ohne Philipp

Von Christoph Mörgeli

Die NZZ «beleuchtet jeden Montag ein vergangenes Schweizer Ereignis». Unlängst betraf diese Beleuchtung James Schwarzenbach und die politische Entdeckung der «Überfremdung». Der Artikel von Daniel Gerny verströmt auch in der Distanz von 45 Jahren noch immer einen Hauch jener Hochnäsigkeit, mit der die *Classe politique* dem einsamen Kämpfer in der Ausländerfrage begegnete. Bis Ende der achtziger Jahre sei in der Folge über drei weitere Überfremdungsinitiativen abgestimmt worden: «Dann nimmt sich die SVP des Themas an und macht es zu einer Triebkraft ihres Aufstiegs.»

Da geht die liberale *Neue Zürcher Zeitung* aber allzu liberal mit den Fakten um. Da wird der Freisinn zum Leichtsinns. Denn nicht die SVP hat sich in den neunziger Jahren des Themas «Überfremdung» angenommen. Sondern ein gewisser Philipp Müller, heute Präsident der FDP Schweiz. Im Alleingang sammelte der damals unbekannt Aargauer Gipser über hunderttausend Unterschriften für seine Überfremdungsinitiative. Nicht das Wandern war des Müllers Lust, sondern eine Bundesverfassung mit Vorschrift eines maximalen Ausländeranteils von 18 Prozent.

Die Idee für die 18-Prozent-Initiative ist 1993 am Stammtisch des «Bären» zu Reinach entstanden. Sieben Jahre Freizeit und viel Geld hat Philipp Müller für sein Volksbegehren hergegeben. In der «Arena» stritt der *Rabauz* mit Schnauz gegen die SVP-Frau Rita Fuhrer. Müller scheiterte am 24. September 2000 ziemlich kläglich gegen 64 Prozent Nein-Stimmen. Darunter jene von Christoph Blocher (SVP), der die wirtschaftsfeindliche, starre 18-Prozent-Ausländerregel öffentlich bekämpfte.

«Kein neuer Schwarzenbach-Geist», titelte *Der Bund* nach dem klaren Verdikt zur 18-Prozent-Initiative aufatmend. Schwarzenbachs Geist in der Person von Philipp Müller tauschte kurz danach sein Gipser-*Übergwändli* gegen den dunklen Anzug eines Nationalrats. An der Garderobe des Bundeshauses gab er auch gleich seine politische Überzeugung ab. Der Alarmist bei 18 Prozent sieht bei heute 24 Prozent Ausländeranteil keinerlei Problem mehr. Er schoss darum aus allen Rohren gegen die SVP-Massenzuwanderungsinitiative. Doch eine Philippika der NZZ ohne Philipp ist verlogen. Müllers Initiative gehört auch zur jüngeren Schweizer Geschichte. Und ein Gipsstäubchen kann den Teppichen der Falkenstrasse nichts anhaben.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Bodenmann

## Bad Bank für Atomkraftwerke

Von Peter Bodenmann — Der deutsche Energiekonzern Eon will sich neu erfinden. Und was geschah im AKW von Saporoschje?



Kinder des kalten Krieges: AKW in Lingen (D).

Atomkraftwerke sind die Mütter aller Atombomben. Sonst würden die Amerikaner nicht ständig auf dem Iran herumhacken. Wer die Atombombe hat, spielt international in einer anderen Liga.

Bei der Implosion der Sowjetunion machten die Ukrainer zwei Fehler. Sie hätten die historisch russische Krim den Russen überlassen sollen. Und im Gegenzug ein paar Atombomben behalten müssen. In Saporoschje stehen – nur 200 Kilometer von der Front – sechs Atomkraftwerke. Was geschah genau im Block 3 dieses Kraftwerkes? Wir wissen es immer noch nicht. Während fünf langen Tagen hat die ukrainische Regierung nicht informiert. Weder die Bevölkerung noch die Weltöffentlichkeit. Dann sprach der Ministerpräsident von einer Havarie. Und sein Energieminister gab kurz darauf Entwarnung. Alles sei nur halb so schlimm. Vielleicht.

Der deutsche Energiekonzern Eon will sich aufspalten und neu erfinden: Die Zukunftsgeschäfte mit den alternativen Energien und den Energiedienstleistungen kommen in eine europäische Aktiengesellschaft. Die Atom- und die Kohlekraftwerke landen faktisch in einer Bad Bank. Für Kritiker ist dies ein Skandal, weil so immer weniger Kapital für die Risiken und die Stilllegung von Atom- und Kohlekraftwerken zur Verfügung stehen würde. Ein Ex-Topmanager von Eon gab dies gegenüber der *Wirtschaftswoche* zu: «Die Herauslösung der Atom-

kraftwerke dient eindeutig dazu, den künftigen Eon-Konzern von der Haftung für die Folgen der Kernenergie zu befreien.» Einmal mehr muss der Staat einspringen. Zu Recht, denn die Atomkraftwerke sind die Kinder des kalten Krieges. Sie wurden staatlich gefördert, und jetzt müssen die Staaten auch die anstehenden Beerdigungskosten mittragen.

Das Modell Eon ist eine Blaupause für die Schweiz. Die Reserven von Axpo, Alpiq und BKW reichen vorne und hinten nicht, um die Schweizer Atomkraftwerke ordnungsgemäss stillzulegen. Deshalb ist – wenn es nach dem Nationalrat geht – neu die Lebenserwartung von Leibstadt höher als die der putzmunteren Angela Merkel.

Der Ausstieg wird nur funktionieren, wenn die Schweizer Atomkraftwerke in eine Bad Bank eingebracht werden. Um sie auf Kosten der Steuerzahler zu entsorgen. Ist kein Drama, da erstens die so entlasteten Konzerne Axpo, Alpiq, BKW und Co. dem Steuerzahler gehören und zweitens alternative Energien, die neu den Strom liefern, laufend billiger werden. Auch die Stilllegung der Atomkraftwerke in der Ukraine werden die Schweizer Steuerzahler im Rahmen eines Kohäsionsfonds glücklicherweise mittragen dürfen. Nur wissen wir es noch nicht.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

## Beim Barte der NZZ

Von Kurt W. Zimmermann — 234 Jahre hat es gedauert, bis die *Neue Zürcher Zeitung* erstmals einen Chefredaktor entliess. Ein Akt der Panik.

Wenn man die neusten Ereignisse in der *Neuen Zürcher Zeitung* verstehen will, dann muss man sich mit dem Thema des Dreitagebarts beschäftigen.

Die Träger eines Dreitagebarts versuchen, so zeigte eine Studie der deutschen Soziologin Christina Wietig, «mächtig und kontrolliert» zu sein, zugleich aber auch «freigeistig und unabhängig».

Woher ich das weiss? Ich erfuhr es in einem Artikel der NZZ.

Als sich NZZ-Chefredaktor Markus Spillmann vor einem Jahr einen Dreitagebart wachsen liess, hat man sich innerhalb und ausserhalb des Hauses schon gefragt, was er damit signalisieren wollte. Warum tritt der Chef der traditionsreichsten Schweizer Medienmarke in der Öffentlichkeit auf einmal mit einem Gesichtsgestrüpp auf? Macht und Kontrolle? Oder eher Freigeist und Unabhängigkeit?

Genau hier liegt das Problem der NZZ. Sie weiss nicht, was sie will. Im Gegensatz zu anderen Grossverlagen wie Tamedia und Ringier hat die NZZ kein Konzept für die Zukunft.

Wenn man derart unsicher ist im Wirtschaftsleben, dann tut man immer dasselbe. Man entlässt jenen, der die eigene, innere Unsicherheit gegen aussen verkörpert, in diesem Fall den bärtigen Chefredaktor.

Doch die innere Unsicherheit bleibt.

Chefredaktor Spillmann war zwischen zwei Fronten. Auf der einen Seite stand seine Zeitungsredaktion, die weiterhin an die Kraft der gedruckten Qualität glaubte. Sie konnte zu Recht auf ihren Leistungsausweis verweisen, eines der besten Blätter Europas zu machen.

### Freischlag im Personalbereich

Auf der anderen Seite stand der neue CEO Veit Dengler, der den Vorstoss in die digitale Zukunft forderte. Einen Leistungsausweis hat er bis jetzt nicht. Er kündigte so weit bloss an, in Wien eine kleine NZZ-Website zu eröffnen. Das aber sind Peanuts, oder Aschantinüsse, wie man in Österreich sagt.

Die NZZ-Gruppe hat in den letzten Jahren einen fürchterlichen Fehler gemacht. Sie verpasste es komplett, in digitale Stellen-, Immobilien- und Handels-Plattformen zu investieren, wo in Zukunft die Gewinne der grossen Verlagshäuser herkommen werden. Der neue CEO der NZZ korrigierte das nicht. Nun suchte er den Freischlag im Personalbereich.

Spillmann stand also zwischen dem soliden Fundament des klassischen Zeitungsgeschäfts und der fragilen Baustelle des Online-Busi-



Zwischen zwei Fronten: Chefredaktor Spillmann.

ness. Innerlich glaubte er eher an die Zeitung. Um das gegen aussen zu kaschieren, liess er sich einen Dreitagebart wachsen.

Der Dreitagebart ist das Symbol der Unentschlossenheit. Wer sich als konservativ definiert, der lässt sich einen Vollbart wachsen. Wer sich als futuristisch sieht, der rasiert sich glatt. Die NZZ sucht dazwischen.

Die NZZ wurde 1780 gegründet. Es ist das erste Mal, dass sie mit Markus Spillmann einen Chefredaktor entlässt. Man stelle sich vor, die NZZ hätte je einen Walter Bissegger, Albert Meyer, Willy Bretscher, Fred Luchsinger und Hugo Büttler entlassen. Undenkbar.

Es zeigt, wie gross die Verzweiflung und die Panik im Hause NZZ ist. Man verliert den Stil. Wenn man aber in einem Traditionshaus sogar den Stil verliert, dann verliert man mehr als den Stil. Man verliert das Vertrauen in sich selbst.

Die NZZ-Chefredaktoren waren stets die Götter im Haus. Es spielte keine Rolle, ob sie ihren Job etwas besser oder etwas schlechter machten. Sie waren unantastbar. Sie standen für die grosse Tradition des Hauses. Tradition hiess Loyalität.

Insofern ist die erste Entlassung eines NZZ-Chefredaktors eine kleine Tragödie der Mediengeschichte. Eine letzte Romantik der Zeitungsbranche ist dahin. Die NZZ ist nur noch eine Firma wie alle anderen auch.

## Gang Bang

Von Beatrice Schlag — Ein elendes Thema.

Anfang Dezember veröffentlichte der amerikanische *Rolling Stone* ein Dementi. Das 1967 gegründete Musik- und Politikmagazin hat den Ruf, journalistische Spitzenqualität zu



liefern, ob man seine Ansichten teilt oder nicht. Im November hatte der *Rolling Stone* die Geschichte der Studentin Jackie veröffentlicht, die erzählt hatte, nach einer Gang-Vergewaltigung durch Kommilitonen auf dem Gelände der Universität von Virginia umsonst von Hinz zu Kunz gelaufen zu sein, damit die beteiligten Studenten zur Rechenschaft gezogen würden. Offenbar stimmte die Geschichte nur in Teilen. Die von Jackie geschilderte Party, wo die Vergewaltigung geschehen war, hatte angeblich gar nicht stattgefunden. Ein Freund von ihr sagt, er habe sie in jener Nacht weit von dem von ihr genannten Ort angetroffen. Sie sei aufgewühlt, aber unverletzt gewesen. Der *Rolling Stone* sagt nicht, ihre Geschichte sei unwahr. Das Magazin entschuldigt sich lediglich dafür, dass es Jackies Bitte nachgegeben und die angeschuldigten Männer nicht befragt hatte. Die Studentin fürchtete, von ihnen lächerlich gemacht zu werden. Mit Grund.

Es ist die Geschichte unzähliger Vergewaltigungsoffer, die keine Anzeige erstatten, weil sie zu Recht daran zweifeln, dass man ihnen glaubt. Vergewaltiger sind in den seltensten Fällen Unbekannte, die Frauen auflauern. Es sind Bekannte, Arbeits- und Studienkollegen. Sie sind häufig nicht nüchtern, die Opfer ebenso wenig. Es gibt selten Zeugen, Aussage steht gegen Aussage. Oder es waren mehrere Männer beteiligt, was die Chance der vergewaltigten Frau noch geringer macht. Angeblich werden zwanzig Prozent amerikanischer Studentinnen von Kommilitonen vergewaltigt. Die Zahl scheint unglaublich, aber wer kann Statistiken nachprüfen? Deswegen soll in US-Universitäten jetzt die Regel eingeführt werden, dass sexuelle Kontakte nur auf ein zuvor ausgesprochenes Ja von Frau und Mann zulässig sein sollen. Das hatten wir schon einmal vor dreissig Jahren, als an US-Universitäten nach Vorschrift kein Blusenknopf ohne Ja aufgeknöpft werden durfte. Es war ein Fiasko, so wie es jetzt ein Fiasko sein wird. Junge Sexualität ist unsicher, betrunken, bekifft. Dass Vergewaltigung nicht in Frage kommt, müssen stur nüchterne Frauen durchsetzen. Das ist nicht gerecht. Aber das war Geschichte noch nie.

## Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Ich habe drei gutverdienende, unverheiratete Enkel. Manchmal gehe ich mit einem von ihnen oder allen zusammen auswärts essen. Wer sollte da normalerweise bezahlen? Die Grossmutter? *Erica Wolf-Casanova, Zürich*

Als Antwort folgende Zitate:

1 — Peter Sigrist, ehemaliger Chef der Basler Mediengruppe und somit des Jean-Frey-Verlags, der bis 2007 die *Weltwoche* herausgab, ein scharfer Rechner, hätte gesagt: «Das wär ja wie vo eim Hosesack i anger» (falls ein Enkel zahlt – unter Berücksichtigung des Erbgangs und Vernachlässigung des Zwischenhalts des grossmütterlichen Vermögens bei den Eltern).  
2 — Edith Benz, Grossmutter meiner Ex-Frau und also meine Ex-Schwiegergrosnmutter sowie bestens bewandert in grossmütterlichen Verhaltensregeln, sagte immer: «Ich gebe lieber mit warmen Händen.»

Mit anderen Worten, geehrte Frau Erica Wolf-Casanova: Laden Sie Ihre Enkel ein, egal, wie viel diese verdienen – Ihre Enkel fahren steuerlich besser, und Ihnen macht es, hoffentlich, Spass. *Mark van Huisseling*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Leserbriefe

«Ich habe mich fürs Muttersein entschieden, so wie Millionen Frauen auf dieser Erde.» *Esther Moser, Basel*

### Zementierte Gottesvorstellung

Nr. 48/49 – «Der Schatten des Ostens»; Andreas Thiel über den Koran

Es wurde höchste Zeit, die betreffenden Koranzitate hervorzuheben. Andreas Thiel ist kein Mitnicker und verdient Respekt. Das beinahe generelle Schweigen der Medien belegt, wie feige die Gesellschaft inzwischen auf die Aggressivität bestimmter Muslimkreise reagiert. *Erich von Däniken, Beatenberg*

Auch ich gratuliere Herrn Thiel zu seinem Mut, uns die Augen zu öffnen. Schade nur, dass er gleichzeitig dazu verleitet, sie wieder halb zu schliessen, indem er von den hässlichen Seiten des Islam behauptet, sie hätten nichts mit Religion zu tun. Religion ist die Unterordnung unter eine wie auch immer gedachte höhere Macht, sodass man den Islam (die Ergebung, sc. ins Schicksal!) sogar als typische Religion bezeichnen muss. Dass im Koran viel Dummes und Abstossendes steht, hat damit nichts zu tun. Oder dann gibt es keine Religionen. *K.M., Zürich*

Die Islamdiskussion schlägt hohe Wellen, und der Weihnachtszeit ist es geschuldet, dass sich die Medien wieder einmal dafür interessieren, ob heute noch jemand an Gott glaubt oder nicht. Das Phänomen, warum die einen Menschen im Namen Gottes anderen den Kopf abschneiden und andere behaupten, Gott sei umfassende Liebe – wer kann das schon überzeugend erklären? Das Einzige, was nicht einmal die Atheisten und Agnostiker bestreiten können, ist, dass sich der Mensch seit den Anfängen ein Bild von etwas Übermächtigem gemacht hat, das wir Gott oder das Göttliche nennen. Die Frage bleibt, woher dieses religiöse Bedürfnis nach Gottesbildern kommt. Hier geht es um die echte Frage nach der Existenz eines Gottes. Der Respekt vor dieser letzten Frage, die keine Theologie beantworten kann, müsste eigentlich Religionskriege überflüssig machen. Sie würde den Menschen auf sich selber zurückwerfen, eben nicht auf einen vorgeschriebenen Glauben, sondern auf die eigene, innere Erfahrung, die er als Antwort überzeugend empfindet oder eben nicht. Das Ziel müsste dann nicht sein, dem anderen die eigene Meinung über das, was Gott sei, überzustülpen, sondern ihn allenfalls in der Suche nach dieser eigenen, lebendigen, inneren Erfahrung zu unterstützen. Wie weit wir heute noch davon entfernt sind, zeigen die derzeitigen Ereignisse. Kopfabschneiden und Vergewaltigung zur Ehre der eigenen, zementierten Gottesvorstellung feiern Auferstehung.

*Regina Abt-Baechli, dipl. analyt. Psychologin, Oetwil am See*

### Schöne neue Welt!

Nr. 49 – «Moderne Frau, moderne Wirtschaft»; Doris Fiala über Frauenquoten

Was für eine schöne neue Welt! Frauen boxen sich via Quoten in die Verwaltungsräte, repräsentieren männliche Eigenschaften wie Durchsetzungsvermögen. Handkehrum erobern die Männer die Krippen und Kinderstuben. Der Vater ist anscheinend besonders wichtig im frühen Babyalter. In zwanzig Jahren werden sich die Männer dann emanzipieren müssen, so wie die Frauen das gemacht haben. Hoffentlich haben sie dann eine Chance gegen die grimmigen Quotenfrauen. Ich habe mich fürs Muttersein entschieden, so wie Millionen Frauen auf dieser Erde. Mein Status ist gleich null, aber ich bin zufrieden und versuche, weibliche Werte zu leben.

*Esther Moser, Basel*

Es ist an der Zeit, auch zu erwähnen, dass gerade die Personen, die am meisten die Frauenquote verlangen, zum Thema Gender-Mainstreaming behaupten, der Unterschied zwischen Frau und Mann werde von uns Menschen herbeigeredet. Die gleichen Vertreter posaunen auch hinaus, dass die Gleichstellung beim AHV-Alter keine berechnete Forderung sei.

*Bernd Kauke, Burgdorf*

Jede selbstsichere, intelligente Frau muss es ablehnen, Almosen in Form von Bevorzugung, basierend auf dem Geschlecht, zu bekommen. Das ist nie in ihrem Interesse, sondern dient lediglich zur Beruhigung des schlechten Gewissens von Männern! *Mark Gasche, Kirchberg*

### Volk von Eunuchen?

Nr. 49 – «Hände weg von den Volksrechten»; Christoph Blocher über Volksinitiativen

Die Schweiz, ein Volk von Eunuchen? Es ist immer wieder erstaunlich, dass selbst als liberal einzustufende Bürger, Politiker, Diplomaten und auch Wirtschaftsvertreter (Avenir Suisse) die Volksrechte in der Schweiz einschränken wollen. Die Schweiz tut gut daran, ihrer direkten Demokratie und den politischen Rechten (Initiative und Referendum) Sorge zu tragen. 100 000 Unterschriften müssen erst beisammen sein, die FDP kennt den Misserfolg aus eigener Perspektive. Der Souverän bleibt oberstes Kontrollorgan der Politik. Eine Erhöhung der Unterschriftenzahl bei Volksinitiativen und Referenden ist unter diesem Gesichtspunkt nicht verhältnismässig und kommt einer Geringschätzung der Volksmeinung gleich. *Beda Düggelin, Zürich*

**Traumatisiert nach dem Tsunami**  
Nr. 49 – «Bedauern mit Paul Scherrer»;  
Kolumne von Christoph Mörgeli

Es ist dem Autor dieser Kolumne hoch anzurechnen, dass er der heutigen Generation die Glanzleistungen und die volkswirtschaftlichen Verdienste des begnadeten Wissenschaftlers und ETH-Professors Paul Scherrer in Erinnerung ruft. Ich selber habe die Kolumne mit einem lachenden und einem tränenden Auge gelesen. Lachend, weil ich zu den noch lebenden ETH-Absolventen gehöre, denen das Privileg zuteil wurde, in den legendären Vorlesungen Professor Scherrers auf spielerische, ja kabarettistische Art mit den Grundlagen der modernen Physik vertraut gemacht zu werden. Tränend, weil die von Paul Scherrer paradigmatisch vertretene kritische naturwissenschaftliche Vernunft, seine in der Aufklärung verwurzelte Sachkompetenz und, last but not least, sein gesunder Menschenverstand den heutigen Entscheidungsträgern bei der Gestaltung unserer künftigen schweizerischen Energieversorgung völlig abhanden gekommen sind. Seine verständliche und konzise Botschaft, dass «sich im Kern alles um ein Naturgesetz dreht, das keine Technologie aus der Welt schaffen kann, und sei sie noch so smart: Es muss immer exakt so viel Strom ins Netz eingespeist werden, wie man gerade herausnimmt», ist so trivial wie wahr, dass sie ins Stammbuch eines jeden Politikers geschrieben gehört, der vor laufender Kamera vom unlimitierten Potenzial erneuerbarer Energiequellen zur Deckung unseres künftigen Elektrizitätsbedarfs schwadroniert – notabene unter Preisgabe des Schutzes unserer einmalig schönen Naturlandschaften! Unsere Nachkommen werden sich, frierend in ihren kalten Stuben, vielleicht einmal an die von Paul Scherrer aktiv propagierte Vision einer selbstbestimmten, autarken und ohne Engpässe funktionierenden Energieversorgung unseres Landes erinnern und sich dann resigniert die berechtigte Frage stellen: «Wie konnte denn alles so ganz anders kommen?» *Jürg Lindecker, Greifensee*

Endlich hat jemand den Mut, den umstrittenen Atomausstieg kritisch zu beleuchten, nicht aus dem Bauch heraus, wie es der Bundesrat tut, sondern mit Argumenten und mithilfe von Gedanken unseres grossartigen Atomphysikers Paul Scherrer. Mörgeli wird sich mit seinem Satz: «Wir leben seit fünfzig Jahren klaglos mit sicherer Kernkraft» nicht viele Sympathisanten geholt haben, aber es ist eine Tatsache! Die Bevölkerung ist traumatisiert von Fukushima, dabei war es ja der Tsunami, der den GAU ausgelöst hat; somit ist der Begriff Atomkatastrophe fehl am Platz. Dass bei uns einmal ein Flugzeug auf eines unserer Kernkraftwerke stürzen könnte, ist ebenso absurd wie die Angst vor einer Überschwemmung. Und was die Sicherheit anbetrifft, darüber können nur Experten reden. Die Geschichte mit den vier M8-Gewindelöchern im

Stahlmantel ist ein Beweis dafür, dass Laien nach ihrem Bauchgefühl schreiben, denn das Volk will ja den Ausstieg! *Gilbert Leemann Urdorf*

Zu erwähnen wäre noch, dass die 40 Prozent Bandenergie von unseren Kernkraftwerken rund um die Uhr (auch nachts und wenn es windstill ist) praktisch CO<sub>2</sub>-frei erzeugt werden. Es wäre ein grosser Fehler, aus der zukunfts-trächtigen Kernenergie auszusteigen, wo doch zirka 400 KKW weltweit in Betrieb stehen und 65 neue im Bau sind. Die vierte Generation von KKW, welche in Entwicklung ist, erzeugt mehr Kernbrennstoff, als verbraucht wird, und sichert damit die CO<sub>2</sub>-freie Energieversorgung auf Jahrtausende hinaus, ohne die Notwendigkeit, weiter Uranminen auszubeuten. Die Abfallentsorgung kann kein Argument für den «Atomausstieg» sein, denn Abfälle gibt ja schon von den bestehenden KKW, und die Entsorgung ist lösbar. *Martin Steiger, dipl. El.-Ing. ETHZ, Uster*

**Korrigenda**

Durch eine Verkettung unglücklicher Umstände und Fehlleistungen ist im Editorial «Von Gurlitt bis Globke» (Nr. 49/14) der Name des berühmten Winterthurer Kunstsammlers Oskar Reinhart zweimal (!) falsch geschrieben worden. Für diese Peinlichkeit bitten wir um Entschuldigung.

**Leserbriefe**

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften.  
Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,  
Förrlibuckstrasse 70, Postfach,  
8021 Zürich.  
E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).



[www.stellen-anzeiger.ch](http://www.stellen-anzeiger.ch)

**STELLEN-ANZEIGER**  
Das Schweizer-Jobportal

**Gegenrede**

**Frauen sind Erfolgsgaranten**

**Es braucht nicht Frauen-, sondern Geschlechterquoten.**  
*Von Yvonne Feri*

**D**oris Fiala schrieb letzte Woche zu den Frauenquoten (*Weltwoche* Nr. 49/2014) und stellte dabei die rhetorische Frage: «Welche Frau möchte ernsthaft deshalb selektioniert beziehungsweise für höhere Weihen gewählt werden, weil ihr Geschlecht gerade passt, weil sie also eine Frau ist?» Meine Antwort: Natürlich keine, aber das ist auch nicht der springende Punkt. Ich setze mich für Geschlechterquoten ein – nicht für Frauenquoten. Das heisst: Mir geht es nicht per se darum, Frauen zu bevorzugen, sondern zu einer ausgewogeneren Anstellung von Frauen und Männern in allen Berufszweigen und Positionen beizutragen. Damit fordere ich, was in der Bundesverfassung längst festgehalten ist: die Gleichstellung von Mann und Frau – auch in der Berufswelt. Streng genommen gibt es ja heute schon Geschlechterquoten, nur sind diese informell und nicht gesetzlich festgehalten. In manchen Unternehmen sind mehr als siebenzig Prozent der Angestellten männlich, dasselbe gilt für Verwaltungsräte usw. «It's a men's world»; was aber nicht heisst, dass es eine bleiben muss. Geschlechterquoten sind ein legitimes Mittel, um eine bessere Vertretung beider Geschlechter zu erzielen – angesichts dessen, dass andere Länder bereits seit Jahren positive Erfahrungen mit Geschlechterquoten machen, ist es dazu höchste Zeit. Auch aus liberaler Sicht gibt es gute Argumente: Die bessere Durchmischung von Frauen und Männern sorgt in Unternehmen für mehr Umsatz, da gemischte Teams besser zusammenarbeiten. Gemäss einer Studie von Ernst & Young sind Frauen in Führungspositionen eindeutige Erfolgsgaranten. Zudem kann mit einer besseren Vertretung beider Geschlechter dem Fachkräftemangel begegnet werden. Geschlechterquoten alleine werden aber nicht ausreichen, um die heute noch fehlenden Frauen in den Arbeitsmarkt zu holen. Dazu braucht es auch Massnahmen zur besseren Vereinbarkeit von Familie und Beruf – wie etwa der Ausbau von familienergänzenden Kinderbetreuungseinrichtungen, Elternurlaub oder Teilzeitstellen auch für Männer.

**Yvonne Feri** ist Nationalrätin und Präsidentin der SP-Frauen Schweiz.

# Es ist gut, Schweizer zu sein

Neue Studien belegen: Die Schweizerinnen und Schweizer sind auf ihr Land so stolz wie nie. Während Politiker das Land unter Druck sehen, ist die Zuversicht beim Volk gross. Nach Jahren der Zweifel scheint die Schweiz zu einem gesunden, nicht übersteigerten Selbstgefühl zurückzukehren. *Von Markus Schär*

*Bald schrumpfen wir uns peinlich klein,  
bald blasen wir uns auf,  
was fast noch peinlicher ist.*

Jakob Kellenberger: «Wo liegt die Schweiz?»

«In der Aussenpolitik läuft gewissermassen fast gar nichts mehr. Die Isolation der Schweiz ist nahezu perfekt», klagten die prominenten Autoren. Verdeckt oder offen passe sich das Land an; der politische Wille der Schweiz werde allmählich zwischen äusseren Sachzwängen und inneren Reibungen gebrochen: «Die Schweiz droht kurzum zu einem Kuriosum zu werden – kulturell verarmt, politisch entwürdigt und sozial zerrissen.» Deshalb weissagen die Kritiker: «Entnervt und kleinlaut tritt die Schweiz so um das Jahr 2003 in die EU ein.»

Nur der letzte Satz verrät, dass die zitierte Passage nicht aus diesem Jahr stammt. Sie findet sich in einem Buch von 1994: «Die Schweiz im Alleingang». Die Basler Ökonomen Silvio Borner, Aymo Brunetti und Thomas Straubhaar jammerten im Chor über das mutmasslich so traurige Los des Landes nach dem Nein zum EWR am 6. Dezember 1992.

## Verhältnis zur EU auf der Probe

Dasselbe Schicksal droht der Schweiz angeblich heute. Seit der Abstimmung über die Masseneinwanderungsinitiative vom 9. Februar warnen wieder Akademiker und andere selbsternannte Intellektuelle, das Land schade sich selbst, wenn es das Verhältnis mit der EU auf die Probe stelle. Wirtschaft und Wissenschaft, die sich an der Weltspitze behaupten, fürchten den Niedergang, falls die Schweiz ihre globalen Beziehungen kappe.

Und jetzt das: «Der Nationalstolz erreicht in der Schweiz ein Rekordhoch», teilte letzte Woche die Credit Suisse mit, die jährlich das «Sorgenbarometer» herausgibt und dabei auch dem Verhältnis der Leute zu ihrem Land nachspürt. «90 Prozent der Befragten sind sehr oder eher stolz, Schweizer zu sein. Dies sind 4 Prozentpunkte mehr als in den beiden Vorjahren und 17 Prozentpunkte mehr als vor zehn Jahren.»

Die Identifikation mit dem Land gerate unter Druck, stellten 2004 die Forscher von gfs.bern fest, als sie für die Grossbank erstmals danach fragten: Der Stolz auf das Land nehme ab, dies aufgrund der «Globalisierung», aber auch der «Individualisierung» und «Polarisierung» der Gesellschaft. Danach krochen die Werte jedoch wieder höher und sprangen drei Jahre später auf eine Quote von 86 Prozent sehr Stolzen auf

eine Rekordmarke: Im August 2007, also mitten im Wahlkampf, den die SVP mit dem Slogan «Blocher stärken» führte, fühlten sich 60 Prozent auf der Rechten «sehr stolz, Schweizer zu sein», aber auch 45 Prozent in der Mitte, fast doppelt so viele wie im Vorjahr, und 24 Prozent auf der Linken, immerhin ein Drittel mehr als zuvor. Danach bröckelten die Werte wieder ab, aber dieses Jahr gab es einen neuen Rekord: In der Mitte schnellte der Anteil der sehr Stolzen von 32 auf 52 Prozent hoch, von den Forschern nicht erklärt, und auch in der Romandie nahm der Nationalstolz zu.

Für den Stolz auf das eigene Land gibt es gute Gründe. In allen globalen Rankings hält sich die Schweiz in der Spitzengruppe, in einigen wichtigen steht sie gar an erster Stelle, so im «where-to-be-born index» des britischen Wirtschaftsmagazins *Economist* und in mehreren Kategorien des «Better Life Index» der OECD: bei der sozialen Gleichheit (!), der Erwerbsbeteiligung, der Zufriedenheit und auch bei der Lebenserwartung, wo die Schweiz mit 82,8 Jahren das lange führende Japan überholt hat.

Die Schweiz liege bei so vielen Aspekten des guten Lebens an der Spitze, dass sie eigentlich abschneiden müsste, meint der renommierte Zürcher Ökonom Bruno S. Frey. Allerdings wisse die OECD nicht zu schätzen, was er gerade als Glück der Schweizer preist: Sie misst

## René Felber: «Le mot <Sonderfall> – je ne veux plus l'entendre.»

das Vertrauen in die Politik allein mit der Beteiligung bei den Parlamentswahlen; diese liegt in der Schweiz aber deutlich tiefer – weil die Schweizer nicht nur alle vier Jahre ihre Volksvertreter bestimmen, sondern mehrmals im Jahr über Sachfragen entscheiden können.

Die Zufriedenheit drohe in Selbstzufriedenheit auszuarten, warnen Autoren in der Broschüre «Kompass für die Schweiz» zum «Sorgenbarometer», so der frühere und der jetzige Direktor des Think-Tanks Avenir Suisse. Thomas Held spöttelt angesichts der Forderung der Befragten, die Schweizer Politik müsse gegenüber dem Ausland offensiver auftreten: «Die Kombination von übersteigertem Stolz und übersteigertem Aussenangst scheint für ein Land, das vom Austausch mit dem Ausland lebt, eine wenig produktive Befindlichkeit.» Und

Gerhard Schwarz mahnt: «Der Stolz auf einen Sachverhalt, zu dem man nichts beigetragen hat, ist kein Stolz, sondern Hochmut.»

Die Schweizer wüssten nicht, wo die Schweiz liege, behauptet alt Staatssekretär Jakob Kellenberger in einem Buch, das er vor zwei Monaten herausgab. Der Spitzendiplomat, der das erste Paket der bilateralen Verträge aushandelte, meint damit: Die Schweizer missachten die Lage ihres Landes mitten in Europa und vor allem die Grössenverhältnisse – zeitweise schrumpft ihr Selbstvertrauen gegenüber der EU, zeitweise bläht es sich auf. «Vor 25 Jahren herrschte eher die Schrumpfung, heute eher die Aufblasphase», höhnt der Staatsdiener im Ruhestand mit der ihm eigenen Süffisanz. «Die bösen Schwankungen versperren uns emotional den Weg zum normalen Selbstwertgefühl und Selbstbewusstsein eines europäischen Landes.»

## «Verdammt autoritäres» System

Tatsächlich staunt, wer Zeugnisse aus den neunziger Jahren nachliest. Es gab zwar damals schon das «Sorgenbarometer», aber noch nicht die begleitende Umfrage zur Identifikation der Schweizer mit ihrem Land; deshalb fehlen die Daten zum Nationalstolz. Es braucht aber keine Zahlen, denn die Zeugnisse sprechen für sich: Das Selbstbewusstsein der Schweizer lag am Boden – weil sie der heimischen Scholle nicht mehr vertrauten.

Der Fall der Berliner Mauer am 9. November 1989, der den Zusammenbruch des kommunistischen Ostblocks auslöste, brachte gerade auch die neutrale Schweiz ins Wanken. Die Eidgenossenschaft hatte sich aus dem Kalten Krieg herausgehalten, unter dem Schutzschirm der Nato; Genf, wo sich Amerikaner und Russen trafen, galt als Hauptstadt der Welt. Die Schweizer Politik, mit der seit 1959 bewährten Zauberformel im Bundesrat, beherrschten Freisinnige, die gleichzeitig Grossunternehmen führten und als Armeespitzen dienten. Die Wirtschaftspolitik machte der Schweizerische Handels- und Industrieverein, bekannt als Vorort, die Aussenpolitik, die sich weitgehend auf die Aussenwirtschaftspolitik beschränkte, die Handelsabteilung des Volkswirtschaftsdepartements. Dieses stabile, aber «verdammt autoritäre» System, wie es der Historiker und Ex-Bundeschefbeamte Peter Hablützel nennt, brach mit der Berliner Mauer zusammen.

Einerseits, in der Innenpolitik, scheiterte die erste Bundesrätin, die Freisinnige Elisabeth





*Selbstbewusstsein eines europäischen Landes.*

Kopp; ihre Partei, seit 1987 im steten Niedergang, leidet immer noch darunter. Nationalrat Moritz Leuenberger nutzte die Untersuchung der angeblichen Geldwäscherei-affäre des Bundesratsgatten, um den Skandal wegen der längst bekannten Fichen loszutreten, also die Nation in Bespitzler und Bespitzelte zu spalten. Deshalb mochte 1991 kaum jemand das 700-Jahre-Jubiläum der Eidgenossenschaft feiern; der ungeliebte Nationaldichter Max Frisch schimpfte so böse wie nie zuvor über den «verluderten Staat».

Andererseits, in der Aussenpolitik, suchte die Schweiz ihren Platz in der Welt, wo sich die Wirtschaft rasant globalisierte, und vor allem in

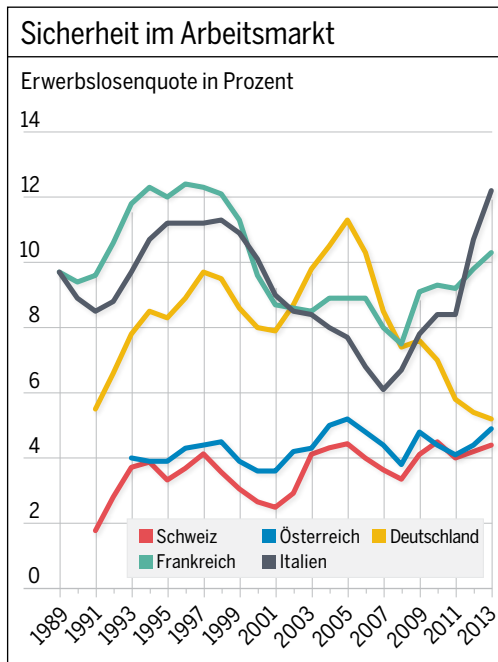
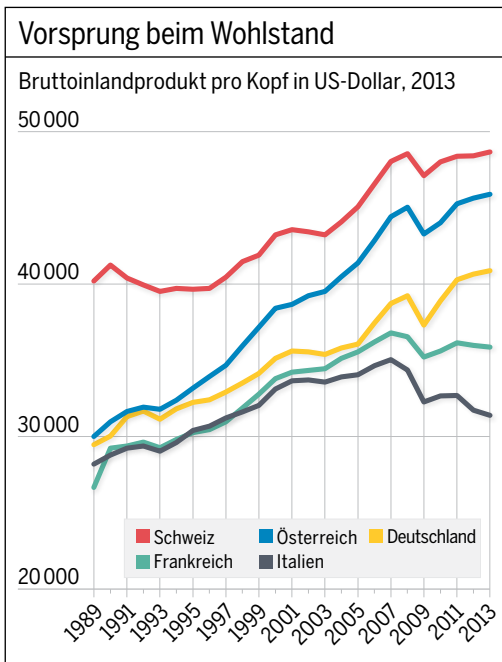
Europa. Unter dem Kommando des Franzosen Jacques Delors trieb die Europäische Gemeinschaft (EG) seit 1986 die Vollendung des Binnenmarktes voran und plante ab 1992 die Europäische Währungsunion. Die meisten Verbündeten der Schweiz in der Efta strebten in die EG, als Zwischenlösung – als «Trainingslager», wie Bundesrat Adolf Ogi flunkerte – bot sich der Europäische Wirtschaftsraum (EWR) an.

#### **Die «gefährlich Verschlafenen»**

Die Schweiz sollte sich, wie es Jakob Kellenberger noch heute fordert, zum ganz normalen europäischen Land entwickeln, das sich in den vereinten Kontinent einfügt. Bundesrat René

Felber (SP) gab deshalb vor seinem versammelten Mitarbeiterstab im Aussenministerium das Dekret aus: «Le mot «Sonderfall» – je ne veux plus l'entendre.» Und die Eidgenossen zeigten sich konkordant, von links bis fast nach ganz rechts, wo sich ein SVP-Nationalrat beinahe im Alleingang gegen den Anschluss an die EG stemmte.

Die sozialdemokratische Fraktionschefin Ursula Mauch höhnte vor der Abstimmung vom 6. Dezember 1992, die Schweiz habe die Wahl, «sich vom Sonderfall endgültig zu verabschieden oder zum Sonderling zu verkommen». Der freisinnige Wirtschaftsführer Ulrich Bremi rief die Landsleute als Nationalratspräsident am



1. August 1991 auf dem Rütli inmitten von Trachtenfrauen und Hellenbardenträgern dazu auf, sich für Europa zu öffnen, und spottete im Gespräch mit dem *Spiegel*: «Diejenigen, die sich noch auf den Sonderfall berufen, sind die Krise dieses Landes; das sind die gefährlich Verschlafenen, die Selbstzufriedenen.» Und die Basler Ökonomen Borner, Brunetti und Straubhaar rüttelten das «durch die äussere Dynamik und die innere Erstarrung zunehmend in die Enge getriebene» Land schon 1990 mit einem provozierenden Buch auf: «Schweiz AG: Vom Sonderfall zum Sanierungsfall?»

Darum der Kater nach dem Nein zum EWR – und die Ereignisse schienen das Elend zu bestätigen: die zähe Krise aufgrund des Platzens der Immobilienblase und der starren Politik der Nationalbank; die Erpressung durch die USA wegen nachrichtenloser Vermögen und angeblichen Raubgoldes aus dem Zweiten Weltkrieg; der Überlebenskampf von Industriekonzerne wie ABB und vor allem von Finanzgiganten wie Credit Suisse, Swiss Life oder Zurich Financial Services im Börsenkrach nach der Jahrtausendwende; schliesslich das Grounding der Swissair im Oktober 2001, als das Schweizerkreuz für alle Welt sichtbar am Boden lag. All dieses Elend kam angeblich davon, dass sich die Schweiz mit ihrem Alleingang isoliert hatte. In seinem aktuellen Buch ätzt allerdings Jakob Kellenberger, die Warner, die wegen des Neins zum EWR den Niedergang des Landes prophezeiten, hätten in einer «mitunter fast peinlichen Hilflosigkeit» keine Belege dafür vorbringen können.

Aber eben: Das «Sorgenbarometer» zeigt, dass sich das Selbstbewusstsein der Schweizer nach dem Tiefpunkt von 2001 rasch erholte und schon 2007 einen Höchststand erreichte. Und in diesem Jahr erklimmt der Nationalstolz einen neuen Rekordwert, so dass selbst ein Schweiz-Liebhaber wie der gebürtige Vorarlberger Gerhard Schwarz vor Hochmut warnt –

dabei steht die Schweiz wie 1992 angeblich allein da, von Europa abgewendet, von der Welt abgeschottet. Wie lässt sich das erklären?

Einen Deutungsansatz bietet Professor Hansjörg Siegenthaler. Der emeritierte Zürcher Wirtschaftshistoriker zeigte auf, dass die Schweiz in den letzten zwei Jahrhunderten wuchs, wenn sie tiefe Konflikte überwunden hatte. Nach 1891, als die Katholisch-Konservativen den ersten Bundesrat bekamen und ihre Verweigerungs-

### Der bilaterale Mittelweg schuf offenbar den Boden für ein fruchtbares Jahrzehnt.

haltung aufgaben, und nach 1959, als die Zauberkugel auch die Sozialdemokraten einband, folgten die beiden goldensten Jahrzehnte der Schweizer Geschichte. Der Schreibende wandte diese Theorie 2003 an, bevor sich die oppositionelle SVP an der Regierung beteiligen sollte. Der Blocher-Verächter Siegenthaler war nicht amüsiert – doch seine These bestätigte sich: Der



bilaterale Mittelweg, zwischen EU-Beitritt und Alleingang, schuf offenbar den Boden für ein fruchtbares Jahrzehnt.

### Unschweizerische Kritik

Gleichzeitig erlebten die Eidgenossen – anders als in den neunziger Jahren – den Niedergang Europas. Und sie lernten dadurch die Eigenheiten ihres Sonderfalls wieder schätzen. Der Berner Politologieprofessor Markus Freitag, der übrigens aus dem Schwarzwald kommt, gab dieses Jahr den aufschlussreichen Band «Das soziale Kapital der Schweiz» heraus und schrieb auch das Kapitel zur politischen Kultur im neuen «Handbuch der Schweizer Politik». Er weist darauf hin, dass sich die Schweizer im internationalen Vergleich mit ihrer (direkten) Demokratie am zufriedensten zeigen und der Regierung am meisten Vertrauen schenken – gerade weil sie deren Entscheide jederzeit umstossen, also selber über ihr Schicksal entscheiden können.

«Das Gefühl von subjektiver politischer Kompetenz und politischem Einfluss ist bei den Schweizer Bürgerinnen und Bürgern im Ländervergleich überdurchschnittlich stark entwickelt», stellt Markus Freitag fest. Erklären lässt es sich mit dem Milizsystem und mit der «einzigartigen Kombination aus Konkordanz, direkter Demokratie und föderalistischer staatlicher Architektur»: Das Recht, von Feuerwehrabgaben über Ladenschlusszeiten bis hin zur Personenfreizügigkeit mitbestimmen zu können, schaffe «Möglichkeiten der ständigen Überprüfung politischer Sachverhalte» und verhindere «das Auseinanderklaffen der Interessen von Herrschaftsausübenden und Herrschaftsunterworfenen». Das heisst auch: Die Kritik, das dumme Volk habe am 9. Februar falsch entschieden, ist zutiefst unschweizerisch.

Die Schweizer, das zeigt Markus Freitag ebenfalls, leiden übrigens nicht an einem übersteigerten Selbstvertrauen. Im internationalen Vergleich liegen sie beim Nationalstolz im hinteren Drittel. Deutlich überzeugter von ihren Staaten zeigen sich die meisten Europäer, so die Briten, die Spanier und die Polen, vor allem aber die Menschen in allen (anderen) Einwanderungsländern, also in den USA, in Kanada, Australien und Neuseeland. Und so stolz auf ihr Land wie niemand sonst auf der Welt sind: die Mexikaner und die Türken.

**Silvio Borner, Aymo Brunetti, Thomas Straubhaar:** Schweiz AG: Vom Sonderfall zum Sanierungsfall? NZZ Libro, 1990. 207 S., vergriffen

**Silvio Borner, Aymo Brunetti, Thomas Straubhaar:** Die Schweiz im Alleingang. NZZ Libro, 1994. 151 S., vergriffen

**Hansjörg Siegenthaler:** Regelvertrauen, Prosperität und Krisen. Mohr Siebeck, 2005. 258 S., Fr. 54.55

**Jakob Kellenberger:** Wo liegt die Schweiz? Gedanken zum Verhältnis CH–EU. NZZ Libro. 230 S., Fr. 39.–

**Handbuch der Schweizer Politik – Manuel de la politique suisse;** NZZ Libro. 930 S., 94.90

**Markus Freitag (Hrsg.):** Das soziale Kapital der Schweiz. NZZ Libro. 350 S., Fr. 39.90



## Mercedes-Benz Winter Experience

# Eiskaltes Fahrvergnügen.

Erleben Sie maximalen Fahrspass beim Winterfahrtraining auf Schnee. In Samedan GR und Saanen BE stehen Ihnen die aktuellen 4MATIC-Modelle von Mercedes-Benz zur Verfügung.

Testen Sie die Grenzen Ihres fahrerischen Könnens beim Kreisdriften und beim Handling-Parcours. Unsere Instrukturen zeigen Ihnen, wie Sie selbst in schwierigsten Situationen kühlen Kopf bewahren. Auf dem Offroad-Parcours erfahren Sie bei steilen Auf- und Abwärtsfahrten, wie Sie auch im Winter sicher unterwegs sein können.

Gönnen Sie sich dieses einzigartige Wintererlebnis und geniessen Sie einige Stunden purer Fahrspass. Dabei stehen Ihnen von der A- bis zur S-Klasse verschiedene Top-Fahrzeuge von Mercedes-Benz zur Verfügung. Auch AMG-Modelle und SUVs können auf Herz und Nieren getestet werden.

Ein maximales Fahrerlebnis während des ganzen Tages ist durch die persönliche Betreuung durch unsere erfahrenen Instrukturen garantiert



### Platin-Club-Spezialangebot

**Mercedes-Benz Winter Experience.**  
Exklusives Winterfahrtraining auf Schnee.

**Arrangement 1:**

An- und Abreise am gleichen Tag;  
Fahrtraining inkl. Verpflegung  
Fr. 480.- (statt 580.-)

**Arrangement 2:**

Anreise am Vorabend;  
Übernachtung und Abendessen im Hotel,  
Fahrtraining und Verpflegung  
Fr. 680.- (statt 780.-)

**Termine:**

11.–24. Februar 2015: In Samedan bei St. Moritz  
28. Februar–6. März 2015: In Saanen bei Gstaad

**Anmeldung:**

Buchen Sie Ihr Arrangement unter  
[www.mercedes-benz.ch/winterexperience](http://www.mercedes-benz.ch/winterexperience).  
Bitte Promotionscode «weltwoche2014»  
angeben.

**Veranstalter:**

Mercedes-Benz Schweiz AG  
[www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)

[www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)



# Entwarnung aus Eritrea

Ein brisanter dänischer Regierungsbericht zeigt: In Eritrea gibt es kaum politische Verfolgung. Sogar Dienstverweigerer und Deserteure können ins Land zurückkehren, ohne belangt zu werden. Die Ergebnisse sind auch für die Schweiz bedeutsam. Doch Bern ignoriert die neuen Fakten. *Von Philipp Gut*

Die Schweiz verzeichnet eine rasante Zunahme von Asylsuchenden aus Eritrea. Beinahe die Hälfte aller Asylbewerber stammt aus dem kleinen ostafrikanischen Staat, der nur vier bis sechs Millionen Einwohner zählt. Und in dem keine akute Krise herrscht, wie etwa in Syrien.

Das Bundesamt für Statistik (Bfs) liefert die genauen Daten: 3531 eritreische Staatsbürger ersuchten im dritten Quartal 2014 um Asyl in der Schweiz. Gegenüber der Vorjahresperiode entspricht das einer Zunahme von 110 Prozent. Eine andere Verhältniszahl ist noch eindrücklicher: 45 Prozent aller in der Schweiz eingereichten Asylgesuche werden von Eritreern gestellt.

Der Grund für diesen Anstieg liegt gemäss Bundesamt für Migration (BfM) grösstenteils im «Kontrollverlust der libyschen Regierung über weite Teile des Landes, der es Schlepperorganisationen erlaubt, praktisch ungestört zu operieren».

## Die Schweiz: ein freiwilliger Magnet

Allerdings verschweigt das Bundesamt, dass die herausstechende Eritreer-Quote in erster Linie hausgemacht ist: Seit die Eidgenossenschaft eritreischen Dienstverweigerern und Deserteuren Asyl gewährt, sind die Gesuche unter Berufung auf angebliche oder wirkliche Verweigerung und Desertion in die Höhe geschwellt. Die Schweizer Spezialregelung wirkt wie ein Magnet.

Allerdings sind die im Westen verbreiteten Informationen über die politische Lage in Eritrea und insbesondere über den Umgang mit Verweigerern und Deserteuren lückenhaft und einseitig. Das stellten auch die Dänen fest. Sie wollten es darum genauer wissen.

Die dänische Einwanderungsbehörde hat eine Fact-Finding-Mission vor Ort entsandt. Die Teilnehmer sprachen mit Exileritreern, vor allem aber besuchten sie Eritrea und auch das Nachbarland Äthiopien. Die dänischen Feldrechercheure interviewten eine Vielzahl von Personen aus unterschiedlichen Organisationen: westliche Botschaftsvertreter, Mitarbeiter von Uno-Agenturen, von nationalen und internationalen Nichtregierungsorganisationen (NGOs), von lokalen Gruppierungen, aber auch eritreische Intellektuelle und Repräsentanten der Regierung. Die Interviewten konnten das Protokoll ihrer Aussagen gegenseitig lesen und Korrekturen anbringen. Alle Aussagen sind im umfangreichen Anhang des

Berichts auf 58 Seiten fein säuberlich dokumentiert.

Die Resultate sind überraschend und brisant, auch für die Schweiz. Was die Beobachter vor Ort herausfanden, widerspricht in wesentlichen Punkten der im Westen verbreiteten Ansicht über den ostafrikanischen Staat. Zwar steht ausser Frage: Eritrea ist keine Demokratie wie die Schweiz, Präsident Isaias Afewerki regiert einen stark zentralisierten, autoritären Staat. Doch die auch hierzulande ventilierten Schreckensnachrichten haben mit der tatsächlichen Lage wenig zu tun.

## Wirtschaftliche, nicht politische Gründe

Die Gründe für den Exodus vieler Eritreer sind gemäss übereinstimmender Aussage der Befragten nicht primär politischer Natur. Sie liegen in der Verlängerung des sogenannten Nationaldienstes (National Service, wir kommen

## «Die meisten Leute verlassen Eritrea aus Mangel an Perspektiven.»

darauf zurück), generell aber in der «sozialen und wirtschaftlichen Situation einschliesslich der Aussichten auf ein besseres Leben in Europa», wie es im Bericht heisst. Es gebe kein «generelles Klima der Furcht», betont der Repräsentant einer westlichen Botschaft. Ein anderer Diplomat ergänzt: «Die meisten Leute verlassen Eritrea aus wirtschaftlichen Gründen und aus Mangel an Perspektiven – und nicht aus politischen Gründen.» Auch ein Mitarbeiter einer Uno-Agentur bestätigt, dass «kaum jemand Eritrea aus politischen Gründen verlässt».

Dennoch erhalten in der Schweiz quasi alle eritreischen Bewerber Asyl oder dürfen als vorläufig Aufgenommene bleiben, was letztlich einer dauerhaften Niederlassung gleichkommt. Asyl wird aber per definitionem und der ursprünglichen Absicht nach politisch Verfolgten gewährt. Die Schweizer Praxis, so viel als Zwischenbilanz, stimmt also kaum mehr mit dem Sinn des Asylgesetzes überein.

Aber wie steht es nun mit Dienstverweigerern und Deserteuren? Droht ihnen – davon geht auch die Eidgenossenschaft aus – in Eritrea politische Verfolgung, ja gar Folter?

Auch hier liefert die dänische Migrationsbehörde, gestützt auf ihre breite Recherche, erstaunliche Ergebnisse. Es stimmt: Alle Eri-

treer müssen den erwähnten National Service absolvieren, wobei dieser neben militärischer Ausbildung auch zivile Einsätze umfassen kann: in der Verwaltung, in Hotels, in Spitälern, Schulen, Fabriken. Oder für öffentliche Infrastrukturprojekte wie die Errichtung von Dämmen, Strassen, Brücken.

Eingeführt wurde der National Service 1991 nach dem Befreiungskrieg und der Unabhängigkeit von Äthiopien, um die Bevölkerung für den Prozess des *nation building* zu mobilisieren und im Notfall die Unabhängigkeit gegen den grossen Nachbarn zu verteidigen.

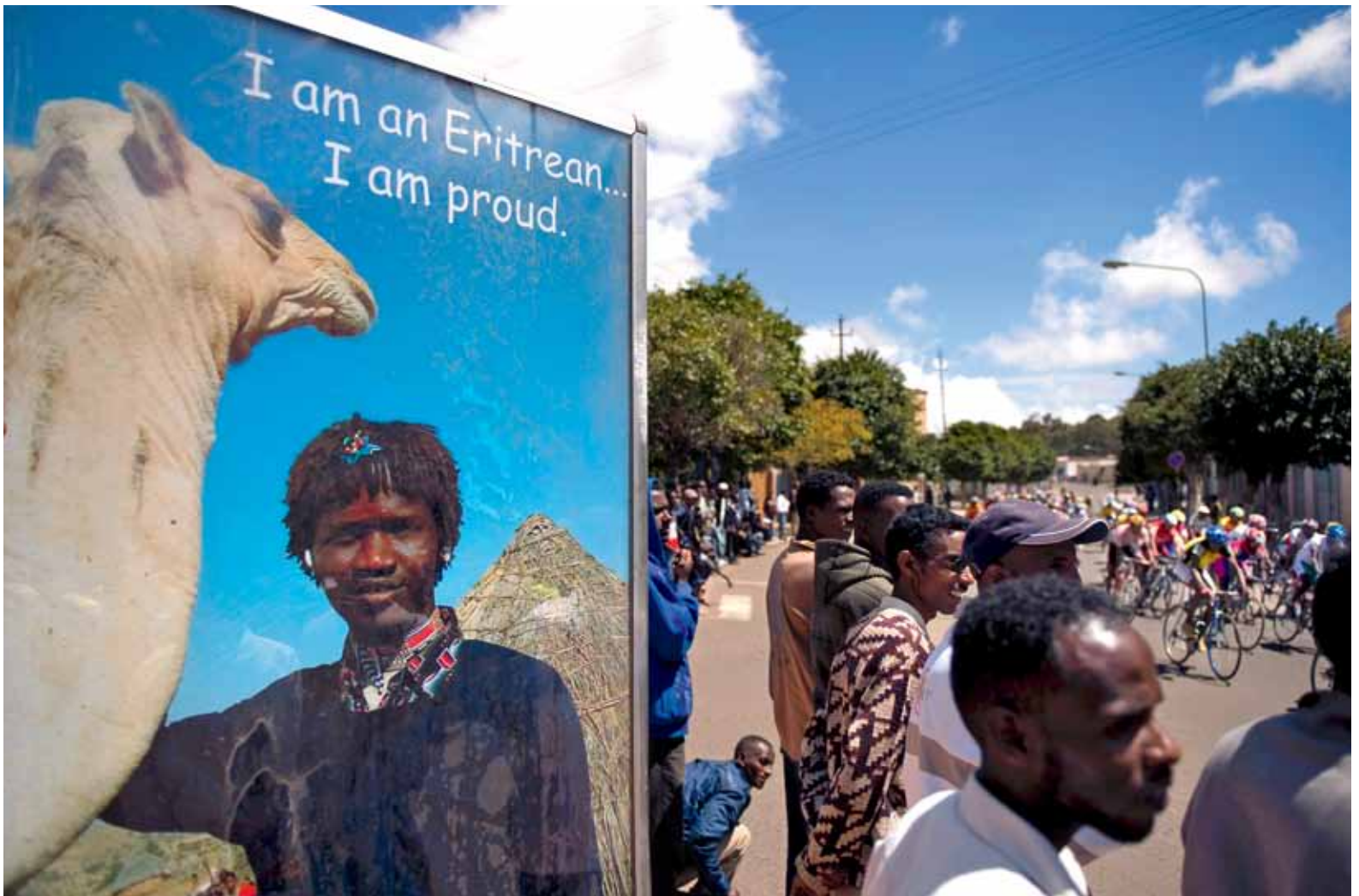
Der Dienst dauert minimal achtzehn Monate, kann aber verlängert werden, wobei die genaue Länge nicht definiert ist. Viele Eritreer seien «unglücklich» über diese unbestimmte Dauer und erachteten sie als «Hauptproblem», so ein Botschaftsvertreter. Allerdings müssen junge Leute, die eine höhere Ausbildung absolvieren möchten, weniger lang dienen und nur die Grundausbildung durchlaufen.

Bei ihren Recherchen stellten die Dänen keine unzumutbaren Zustände fest. Ausländische Menschenrechtsorganisationen übertrieben oft mit ihrer negativen Berichterstattung, gibt eine lokale NGO zu Protokoll. Wer Dienst leiste, werde nicht geschunden und arbeite auch «nicht unter sklavenartigen Bedingungen». Man werde weder geschlagen noch gefoltert und leide auch nicht unter Mangelernährung, so die NGO.

Vielmehr vermögen eine Uno-Agentur und eine westliche Botschaft in der Hauptstadt Asmara dem Nationaldienst Positives abzugewinnen: «Die Alternative wäre für viele Eritreer Arbeitslosigkeit», lassen sie sich im Bericht zitieren.

## Milde Strafen für Deserteure

Besonders aufschlussreich, auch mit Blick auf die Aufnahmepolitik der Eidgenossenschaft, sind die Erkenntnisse der Dänen über den Umgang mit Verweigerern und Deserteuren. Diese würden nicht systematisch und einheitlich bestraft. Möglich sei Haft von einigen Tagen bis zu höchstens sechs Monaten. Eine Uno-Agentur bezweifelt indes, dass derzeit überhaupt Verweigerer oder Deserteure inhaftiert sind. Eine westliche Botschaft führt aus, dass normale Leute («ordinary people»), die den Dienst verweigern oder desertieren, «nicht verfolgt oder inhaftiert werden» und dass sie nicht befürchten müssten, verschleppt zu werden («they are not at risk of disappearances»).



*Keine unzumutbaren Zustände:* Strassenrennen in Asmara, Eritrea.

Das ist umso bemerkenswerter, als Eritrea mit dem ehemaligen Mutterland Äthiopien immer noch in einer spannungsreichen Beziehung irgendwo zwischen Krieg und Frieden lebt. Viele andere Staaten würden in ähnlicher Situation wohl härter mit Fahnenflüchtigen umspringen.

Die Regierung brauche die Manpower und neige daher dazu, ertrappte Deserteure an die Arbeit zurückzuschicken statt ins Gefängnis, so erklären Diplomaten.

Insgesamt sei das Regime in den letzten Jahren deutlich milder geworden, heisst es im Bericht weiter. Das betont auch der aus Eritrea stammende und an der London South Bank University lehrende Professor Gaim Kibreab, ein Spezialist für Migrations- und Flüchtlingsfragen. In den letzten zwei, drei Jahren sei die Haltung der Regierung gegenüber dem Nationaldienst «entspannter» geworden, so Kibreab.

### Heimkehrer willkommen

Dienstverweigerer und Deserteure, die das Land illegal verlassen haben, können sogar zurückkehren und ihren Status legalisieren. Das Vorgehen ist einfach: Man muss auf einer eritreischen Botschaft eine einmalige Einkommenssteuer von zwei Prozent entrichten und

ein Entschuldigungsschreiben («apology letter») unterzeichnen. Mehrere Exileritreer hätten von dieser Charmeoffensive der Regierung Gebrauch gemacht, ohne irgendwelche Komplikationen. Aktenkundig sind überdies Fälle von Deserteuren, die zu Besuchszwecken nach Eritrea zurückkehrten und anschliessend unbehelligt wieder ausreisen konnten.

Westliche Gesandte und internationale Organisationen weisen darauf hin, dass eine beträchtliche Zahl von Eritreern regelmässig ein- und ausreist, um Verwandte zu besuchen, Geschäfte zu tätigen oder touristische Sehenswürdigkeiten zu besichtigen.

Eine NGO in Asmara weist zudem Aussagen zurück, laut denen Verwandte von Deserteuren belangt würden. Das sei definitiv nicht die Politik der Regierung. Damit widerspricht der Dänenbericht einem Argument, das eritreische Asylbewerber gern vorbringen und das bei den Schweizer Behörden offensichtlich auf offene Ohren stösst.

Die jüngsten Entwicklungen seien ermutigend, bilanziert der Report des dänischen Migrationsamts. Das Regime habe seinen Kurs gegenüber Auswanderern zum Positiven verändert. Die Regierung habe realisiert, dass der massenhafte Exodus vor allem junger Frauen und Männer die Entwicklung Eritreas behin-

dere. Heimkehrer seien deshalb willkommen. Die Regierung habe den ausdrücklichen Wunsch, im Ausland lebende Landsleute zur Rückkehr zu bewegen, und gehe deshalb human mit ihnen um.

Mehrere Befragte wundern sich, dass diese positiven Veränderungen in den meisten Menschenrechtsberichten bislang nicht reflektiert worden sind. Diese Berichte könnten deshalb nicht mehr länger als zuverlässige Grundlage für die Beurteilung der Situation gelten.

Auch beim Bundesamt für Migration (BfM) in Bern Wabern sind die neuen Fakten noch nicht wirklich angekommen. «Das BfM hat Kenntnis vom dänischen Bericht. Er ist nicht unumstritten. Unsere Länderspezialisten sind dabei, den Bericht auszuwerten und zu analysieren, inwiefern sich daraus neue Elemente für unsere Asylpraxis ergeben», heisst es auf Anfrage. Das klingt nicht nach einer baldigen Abkehr von der aus dem Lot geratenen Aufnahmepraxis.

Damit dient die Schweiz letztlich niemandem. Sagenhafte 90 Prozent der anerkannten eritreischen Flüchtlinge leben von der Sozialhilfe. Sie sind also kaum integriert. Zu Hause würden sie derweil dringend gebraucht, um die positive Entwicklung der letzten Jahre weiter voranzutreiben.

# Verfassungswidrig

Der Atomausstieg und die Förderung erneuerbarer Energien widersprechen zentralen Grundsätzen der Verfassung. Dennoch soll die Energiewende, die der Nationalrat Anfang Woche abgesegnet hat, nur auf Gesetzesstufe durchgedrückt werden. Die Politiker haben Angst vor dem Volk. *Von Alex Reichmuth*



*Besonders beliebig ist der Natur- und Heimatschutz geworden:* Windrad ob Andermatt.

Wer in den letzten Tagen die Debatte im Nationalrat zur «Energiestrategie 2050» mitverfolgte, bekam den Eindruck einer gutgeölten Maschinerie. Obwohl diese Debatte lang war und über das Wochenende hinaus vertagt werden musste, war sie gut vorbereitet. Ob Atomausstieg, Förderung von Alternativstrom, Energiesparziele oder CO<sub>2</sub>-Ausstoss von Autos: In fast allen Punkten folgte die Parlamentskammer dem Bundesrat. Abweichende Anträge waren meist chancenlos. Überraschungen gab es kaum. Problemlose rechtsstaatliche Vorgänge unter der Bundeshauskuppel also?

## Frappante Nonchalance

In Wahrheit war die Energiedebatte alles andere als eine Sternstunde des Rechtsstaats. Im Gegenteil: Tagelang setzten sich die Volksvertreter mit einer frappanten Nonchalance über Prinzipien der Verfassung hinweg. In der

Grundhaltung, Generationenübergreifendes zu schaffen, waren verfassungsrechtliche Bestimmungen für die meisten Parlamentarier höchstens Störfaktoren. Die Annahme, moralisch richtig zu liegen, fegte rechtsstaatliche Bedenken hinweg.

## Die Energiedebatte war alles andere als eine Sternstunde des Rechtsstaats.

Besonders beliebig ist der Natur- und Heimatschutz geworden. Der Bund «schont Landschaften, Ortsbilder, geschichtliche Stätten sowie Natur- und Kulturdenkmäler», sagt Artikel 78 der Bundesverfassung. «Er erhält sie *ungeschmälert* [Hervorhebung durch die Red.], wenn das öffentliche Interesse es gebietet.» Getreu diesem Grundsatz wurden in der Schweiz eine



«Langfristprojekt»: Ex-FDP-Ständerat Pfisterer.



*Vernebelung:* SP-Nationalrat Nussbaumer.

Reihe schützenswerter Landschaften bezeichnet. Doch jetzt sollen Windturbinen, Solaranlagen oder Wasserkraftwerke in solchen Schutzgebieten entstehen können, weil sie von «nationalem Interesse» sind. Dieser Begriff hat zwar keine Grundlage in der Verfassung. Dennoch soll er dem Schutz national bedeutender Landschaften als «gleichrangig» entgegengesetzt werden. «Wenn sich in der Energiewende etwas bewegen soll, müssen sich alle bewegen», predigte SP-Nationalrat Eric Nussbaumer, um diese Perverterung des Verfassungsauftrags zu vernebeln. Vorgespurt hatte Energieministerin Doris Leuthard (CVP), gemäss der es angeblich keinen Grund gibt, dass der Landschaftsschutz immer vorgeht. Kennt die Bundesrätin Artikel 78 der Verfassung?

Das revidierte Energiegesetz schreibt den Kantonen zudem «rasche Bewilligungsverfahren» vor, wenn es um die Erzeugung von Alter-

nativstrom geht. Bei der Genehmigung von Stromanlagen sollen zudem keine Beschwerden ans Bundesgericht mehr möglich sein. Zwar hat das Volk vor sechs Jahren die Initiative zur Aufweichung des Verbandsbeschwerderechts mit einer Zweidrittelmehrheit abgeschmettert und damit deutlich zum Ausdruck gebracht, dass es den Landschaftsschutz hochhält. Doch der Verweis auf ein Atomunglück im rund 10 000 Kilometer entfernten Japan, das kein einziges Menschenleben gefordert hat, scheint schwerer zu wiegen als der Volkswille.

Ebenso stossend ist, wie sich der Nationalrat über das Verfassungsprinzip der Subsidiarität hinwegsetzt. Dieses besagt, dass Entscheide immer auf der tiefstmöglichen demokratischen Ebene getroffen werden. «Bei der Zuweisung und Erfüllung staatlicher Aufgaben ist der Grundsatz der Subsidiarität zu beachten», lautet Artikel 5a der Bundesverfassung. «Er [der Bund] belässt den Kantonen ausreichend eigene Aufgaben und beachtet ihre Organisationsautonomie», heisst es in Absatz 2 von Artikel 47. Doch diese Grundsätze des Föderalismus gelten in der «Energierategie 2050» nichts mehr. «Dieses Subsidiaritätsprinzip wird nun gestrichen», schrieb der Bundesrat im erläuternden Bericht zur Revision des Energiegesetzes. «Es wäre in der neuen Energiepolitik eher systemfremd oder bedarf jedenfalls nicht der gesetzlichen Verankerung.»

#### «Erosion der Aufgabenteilung»

Konkret zeigt sich die Geringschätzung der Subsidiarität auch beim Gebäudeprogramm, mit dem der CO<sub>2</sub>-Ausstoss von Häusern reduziert werden soll. «Für Massnahmen, die den Verbrauch von Energie in Gebäuden betreffen, sind vor allem die Kantone zuständig», lautet Absatz 4 von Artikel 89 der Bundesverfassung. Ungeachtet dessen will der Bund die Förderprogramme der Kantone im Gebäudebereich künftig detailliert vorbestimmen (*Weltwoche* 41/14). Die Kantone haben noch vor einem Monat versucht, auf ihre Rechte aufmerksam zu machen. Die «weitergehende Eingriffsmöglichkeit des Bundes» im Gebäudebereich widerspreche «klar dem Grundsatz, dass der Bund die Hoheit der Kantone zu beachten hat», schrieben sie in einem Brief an die Parlamentarier. Bezüglich der Nutzung erneuerbarer Energie war im Schreiben der Kantone gar von einer «Erosion der Aufgabenteilung zwischen Bund und Kantonen in der Raumplanung» die Rede. Auf Interesse schienen die Argumente nicht zu stossen.

Eine zentrale Bestimmung für die Energiepolitik ist Absatz 1 von Artikel 89 der Bundesverfassung. Dieser schreibt Bund und Kantonen eine «ausreichende, breitgefächerte, sichere, wirtschaftliche und umweltverträgliche Energieversorgung» vor. Das Bundesamt für Justiz betonte in einer Stellungnahme zwar, die in Artikel 89 Absatz 1 angeführten Ziele sei-

en «gleichrangig» und stünden «in einem Spannungsverhältnis» zueinander. Darum ist der Verfassungsartikel dem Atomausstieg nicht im Weg. Von einem «Spannungsverhältnis» kann punkto Energiewende aber keine Rede sein. Denn mit dem Ersatz der Kernenergie durch erneuerbaren Alternativstrom entfernt sich die Bundespolitik von allen angeführten Zielen: Die künftige Energieversorgung wird weder ausreichend noch sicher sein, da Strom fehlt, wenn die Sonne nicht scheint und der Wind nicht geht. Als breitgefächert kann man

#### Wirtschaftlich ist die Energiewende mit ihren Kostenfolgen sowieso nicht.

die Versorgung auch nicht bezeichnen, insbesondere wenn neben der Kernenergie auf fossile Kraftwerke verzichtet wird. Wirtschaftlich ist die Energiewende mit ihren Kostenfolgen für Verbraucher und Steuerzahler sowieso nicht. Auch als umweltverträglich kann sie nicht durchgehen: Die Eingriffe in die Landschaft nehmen zu, und der CO<sub>2</sub>-Ausstoss steigt.

Wenn schon, müsste der Verzicht auf Kernenergie explizit in der Verfassung verankert sein. Doch geht es nach Bundesrat und Nationalrat, soll auch Artikel 90 unverändert bleiben. «Die Gesetzgebung auf dem Gebiet der Kernenergie ist Sache des Bundes», heisst dieser. Ein solcher Grundsatz macht aber wenig Sinn, wenn im Gesetz steht, dass neue Kernenergieanlagen gar nicht möglich sind.

Zwar betonen die Anhänger der «Energierategie 2050» regelmässig die generationenübergreifende Bedeutung ihres Projekts. Dennoch sollen Atomausstieg und Energiewende keinerlei Widerhall in der Verfassung haben. Der Grund ist offensichtlich: weil jede Verfassungsänderung vom Volk abgesegnet werden muss. Über Änderungen auf Gesetzesstufe muss hingegen nur dann an der Urne entschieden werden, wenn mindestens 50 000 Unterschriften dagegen gesammelt werden (fakultatives Referendum). Angeblich soll das Ende der Kernenergie zwar fest im Volk verankert sein. Doch deren Promotoren wissen, wie dünn das Eis dieser Behauptung ist. Immerhin hat das Stimmvolk den Verzicht auf die Kernenergie schon mehrfach bachab geschickt, auch nach der Atomkatastrophe in Tschernobyl, zuletzt 2003.

Zahlreiche Rechtswissenschaftler kommen zum Schluss, die Energiewende sei derart bedeutend, dass sie in der Verfassung verankert werden müsse. Es handle sich um ein «Langfristprojekt», das einen «Langfristentscheid» verlange, schrieb der ehemalige Bundesrichter und Ex-Ständerat Thomas Pfisterer (FDP) in der *Schweiz am Sonntag*. Die angestrebten Veränderungen seien «nur erfolgreich, wenn die Bevölkerung, die Wirtschaft und die Kantone sie mittragen». Arnold Marti, Professor für öffentliches

Recht an der Universität Zürich, sprach von einem «Paradigmenwechsel» in der Energiepolitik. Die Erfahrung zeige, schrieb er im *Schweizerischen Zentralblatt für Staats- und Verwaltungsrecht*, «dass solche schwierigen und einschneidenden Massnahmen in unserem Land eigentlich nur dann gute Erfolgsaussichten haben, wenn sie sich auf einen Volkentscheid stützen können». Sekundiert wurde Marti von Reto Müller vom Institut für Rechtswissenschaften und Rechtspraxis der Universität St. Gallen. «Ein (unaufgeregter) Ausstiegsentscheid bedürfte als demokratisch legitimierender Wertentscheid einer Verankerung in der Bundesverfassung», so der Jurist. Gleicher Meinung ist Riccardo Jagmetti (FDP), emeritierter Rechtsprofessor der ETH Zürich und ehemaliger Ständerat. In einem Gutachten kam er schon 2011 zum Schluss, dass für den Ausstieg aus der Kernenergie eine Verfassungsänderung erforderlich sei.

Erhört wurden solche Stimmen in Bundesbern bisher nicht. Im letzten November liess zwar eine Aussage von Walter Steinmann (SP) an einem Podium in Rheinfelden aufhorchen. Der Direktor des Bundesamts für Energie (BFE) bekannte dort, er sei für eine «grosse Abstimmung» über die Energiewende. Auf Nachfrage winkt BFE-Sprecherin Marianne Zünd allerdings ab. Steinmann habe lediglich eine Volksabstimmung aufgrund eines fakultativen Referendums gemeint.

Auch der Nationalrat will nicht automatisch abstimmen lassen. Er lehnte einen Antrag von Walter Wobmann (SVP) ab, der verlangte, die beschlossenen Gesetzesänderungen dem obligatorischen Referendum zu unterstellen. Dagegen votierten unter anderem die Vertreter des Freisinns. Vor der Debatte hatte die FDP zwar noch für ihre Petition «Energierategie 2050 vors Volk» Unterschriften gesammelt. In der Ratsdebatte schien die FDP-Fraktion diese Petition aber vergessen zu haben. ○



Echt  
**DEVON**<sup>®</sup>  
Juwelen & Uhren  
Rennweg 18  
8001 Zürich  
www.devon.ch +41 44 222 00 55  
© DESIGN DEVON UELI KÜNG

# Revolution in den Alpen

Wer einen Blick in die Zukunft von Wintersportferien werfen will, sollte nach Laax. Dort ist der kühl kalkulierende Visionär Reto Gurtner der Konkurrenz zwischen Lech und Lenzerheide seit Jahren um mehrere Snowboard-Längen voraus. Von Wolfgang Koydl und Hans Schürmann (Bilder)

Natürlich hilft der Name. Nur eine Silbe ist erlang, vier Buchstaben, einprägsam und aussprechbar von San Francisco bis Schanghai. Sprachlich und grafisch ein Glückstreffer ist dieser Name: Die beiden grossen A in der Mitte erinnern an Berggipfel, ihr Klang an Luxusdestinationen wie Gstaad oder Saas Fee. Das X am Ende steht da wie ein leicht exotisches Ausrufezeichen: Laax, ja, das hat etwas, ganz anders als etwa Flims. Das tönt in deutschen Ohren putzig, im Englischen schwingt «flimsy» mit, das Wort für «wackelig», «billig» oder «schäbig». Damit lässt sich kein Staat machen, und nicht unbedingt ein wirklich gutes Geschäft.

Reto Gurtner stammt aus Flims, aber sein Baby, seine Schöpfung, sein Lebenswerk ist selbstverständlich Laax, der Nachbarort. Er hat das Erbe seines Vaters weitergeführt und aus dem verarmten Bündner Dörfchen ein angesagtes Wintersportziel gemacht, das Gäste aus mehr als drei Dutzend Ländern anzieht, auch aus China oder Südafrika. Aber Laax ist mehr. Es ist eine Marke, nicht nur, weil der Name auf Sporthallen, Snowboards oder Sonnenbrillen prangt. Laax steht für ein Lebensgefühl, für eine bestimmte Lebensweise, für Coolness und für Lässigkeit. Aspen, Arlberg und Arosa sind im Vergleich dazu Stemmboegen auf gewachsenen Brettern.

## «Wie teuer ist der Skipass?»

Als ob das alles nicht genug wäre, hat Gurtner gleichsam nebenbei Wintersport und Winterferien neu definiert. «Seien wir doch ehrlich», sagt er und blickt von dem Blatt Papier hoch, das er mit Grafiken und Zahlen vollgekritzelt hat. «Skifahren ist ein Massenprodukt geworden, bei dem nur noch eine Frage zählt: <Wie teuer ist der Skipass?»> Über den Preis, da ist er sicher, könne man sich nicht von der Konkurrenz absetzen, und «Halligalli wie in Tirol» nehme den Schweizern eh niemand ab: «Wir sind trockene Vögel.» Stattdessen brauche man ein Alleinstellungsmerkmal, etwas Unverkennbares, Unverwechselbares. Er grinst: «Und wenn man erst mal die *number one* ist, kann man jeden Preis verlangen.»

Gurtner hat Laax zur Nummer eins gemacht, zum Mekka für Freestyle-Skifahrer und Snowboarder aus der ganzen Welt: In vier Snowparks sowie auf einer Super- und einer Minipipe können sie sich hier austoben. Wer noch wackelig auf den Brettern steht, dem geht die grösste Snowboardschule Europas zur Hand. In der weltweit ersten Freestyle-Academy wiederum

können Fortgeschrittene in der Halle ihre Sprünge üben – abgefedert von Schaumstoffwürfeln, bevor es auf die Piste geht. Pünktlich zum Auftakt der Wintersaison ist nun die fünf Millionen Franken teure neue Halfpipe fertig geworden: Mit 200 Meter Länge ist sie die grösste der Welt. Die 6,90 Meter hohen Seitenwände entsprechen olympischem Standard. Kein Wunder, dass nicht nur Schweizer Snowboard-Spitzenathleten um Olympiasieger Iouri Podladtchikov zum Training nach Laax kommen, sondern Teams aus allen Teilen der Welt.

Gurtner holte die Snowboarder schon zu einer Zeit nach Laax, als andere Wintersportorte den Jungs mit ihren knallbunten Brettern den Zugang zu ihren Pisten ausdrücklich untersagten. Noch heute freilich hätten sich andere Anbieter nicht wirklich auf die neue Kundschaft eingestellt, betont Gurtner und zeichnet einen Kreis auf seinen Zettel. «Wissen Sie, dass im weltweiten Skiartikelmarkt nur noch fünfzig Prozent auf klassische Skiausrüstungen entfallen?», fragt er und zieht eine senkrechte Linie durch den Kreis. «Der Rest sind Park- und Pipe-Skis und Snowboards.» «Und wissen Sie», fährt er fort, indem er einen zweiten Kreis aufmalt, «wie viel Platz in den Skigeieten Freestylern eingeräumt wird?» Auf dem Blatt entsteht ein schmales Kuchenstück. «Zwanzig Prozent.» Da werde total an der Kundschaft vorbeigeplant, meint Gurtner. «Aber ich finde, dass das Heu der Kuh schmecken muss, nicht dem Bauern.»

## «Ich bekomme Ergebnisse wie Putin, nur bei mir stimmen die Leute freiwillig ab.»

Er selbst wusste schon immer, was seinen Gästen schmeckt. Als die ersten Snowboarder nach Laax kamen, bot er ihnen nicht einfach nur unbegrenzten Auslauf in seinem hundert Quadratkilometer grossen Skigebiet mit 235 Kilometer Pisten am Fusse des Crap Sogn Gion, sondern ausserdem so etwas wie eine Heimat, in der sie sich wohl fühlten. Gurtner brachte Internet und Computer in die Berge, vernetzte sein Reich mit Dutzenden Kilometern Glasfaserkabel und platzierte im Hotel «Riders Palace» in jedem Zimmer eine Playstation – unerhört für die traditionseligen Wintersportwelt der neunziger Jahre. Abends spielten die angesagtesten Bands in Laax, und tagsüber konnten Fans und Boarder im Netz surfen: «Ich habe 1995 das erste Internetcafé in den Bergen eröff-

net», erinnert sich Gurtner mit offenkundigem Stolz. «3600 Franken hat mich allein die Standleitung der PTT gekostet. Im Monat.»

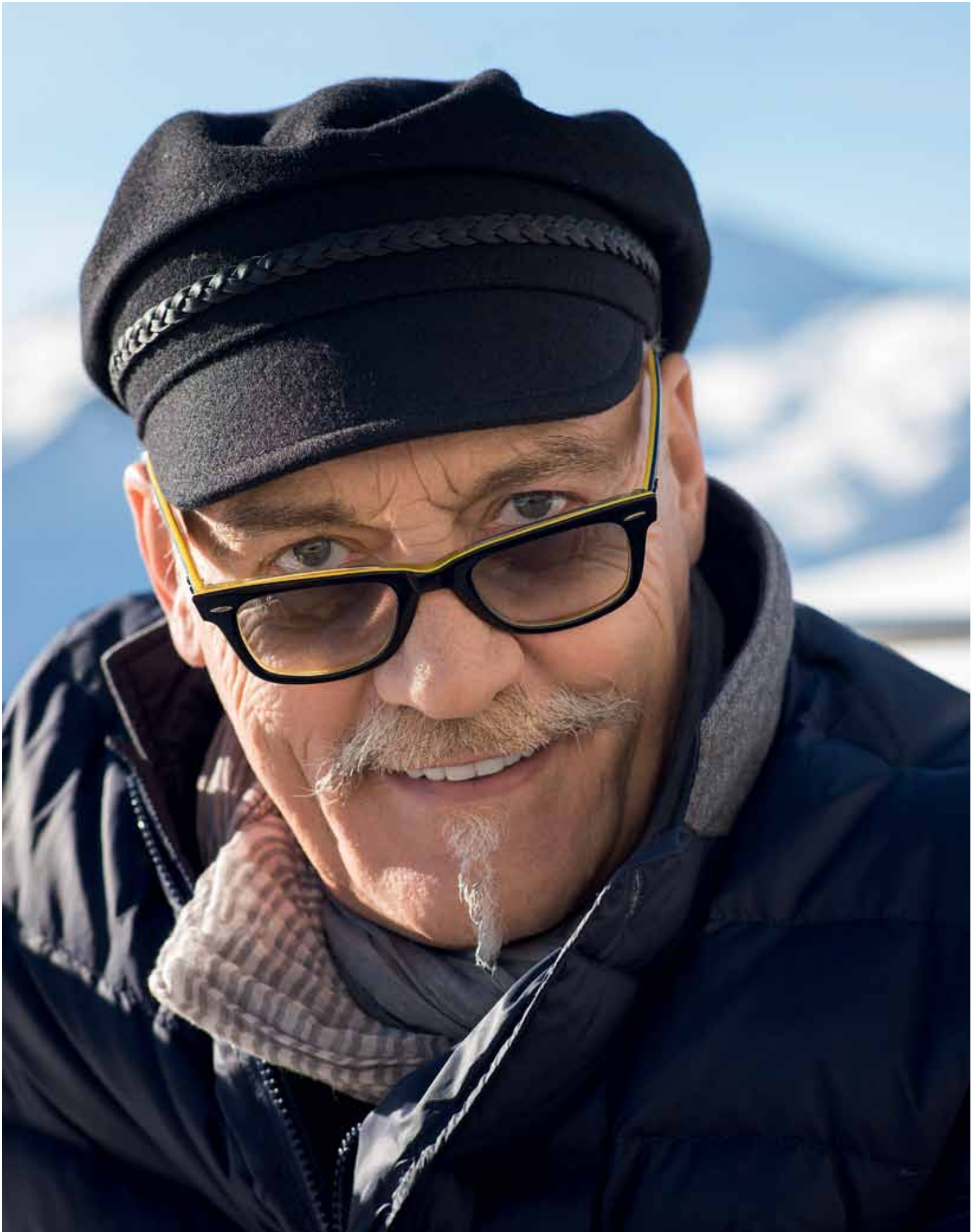
Es hat sich gerechnet, wie alles, was Gurtner anpackt. Einen «touristischen Trendsetter und Intendanten einer natürlichen Theaterbühne» hatte ihn die *Weltwoche* schon zu Anfang des Jahrtausends genannt. Doch dieser Visionär ist kein Träumer, sondern ein kühler, ja knallharter Rechner, der alle Details auf Franken und Rappen durchkalkuliert. Am Ende bleibt meistens ein Gewinn übrig für Gurtner und seine Weisse-Arena-Gruppe (WAG): 29 Bergbahnen, 20 Restaurationsbetriebe, 7 Sportartikelvermieter, 5 Hotels. Es ist ein wenig wie im Märchen vom gestiefelten Kater, als sich die Katze nach dem Besitzer der umliegenden Wälder, Felder und Äcker erkundigt. Vom Ortsteil Murschetg bis hinauf zum Berggipfel wird alles von der WAG gemanagt. Manche mögen das ein Monopol nennen, Gurtner spricht von einer «vollintegrierten» Unternehmung.

## Transitzentrum für Asylanten

Eine Mehrheit haben die Gurtners nicht in der WAG. Aber die restlichen Anteile sind so breit gestreut, dass die Familie – neben Reto Mutter Lydia, Bruder Walter und eine befreundete Familie – Kontrolle und Kommando hat. Die drei Gemeinden Laax, Flims und Falera stellen sich dem grössten Arbeitgeber vor Ort nicht entgegen, und auch der Kanton Graubünden fasst den einflussreichen Clan sanft an. Immerhin haben die Gurtners neben dem Ski- und Snowboardgebiet auch noch Beteiligungen an der grössten Bündnerfleischproduktion des Kantons, hervorgegangen aus der vom Grossvater gegründeten Metzgerei. Selbst Gurtners Nein zu Olympia in St. Moritz und Davos folgten die Bündner. Nur einmal musste er sich geschlagen geben: Das Bundesgericht drückte ein Transitzentrum für Asylanten in Laax durch. «Ich habe mich als einfacher Stimmbürger dagegen ausgesprochen», versichert Gurtner treuherzig. Aber glauben tut er es selber nicht wirklich.

Denn dass er Einfluss hat, lässt sich nicht bestreiten. Manche sprechen sogar von Filz, von einer unheiligen Verstrickung von Kommerz und Kommunalpolitik. Reto Gurtner drückt es anders aus: «Ich versuche immer, die Gemeinden zu überzeugen, und sie unterstützen mich, auch an der Urne.» Er lächelt, und ein klein bisschen Schalk blitzt in seinen Augen auf: «Ich bekomme Ergebnisse wie Putin, nur bei mir stimmen die Leute freiwillig ab.» Den





*Kontrolle und Kommando:* Tourismus-Unternehmer Gurtner.



*Das Lässige des Freestyle: Gurtner auf dem Crap Sogn Gion.*



*Leicht exotisches Ausrufezeichen: Laax.*



*Zur rechten Zeit am rechten Ort: «Rocksresort».*



*Lieblingsprojekt: Freestyle-Academy.*

abschätzig gemeinten Beinamen «Dorfkönig» wischt er gleichgültig beiseite, und mit dem ernsteren Mafioso-Vorwurf geht er ebenfalls souverän um: Lachend weist er auf ein überdimensioniertes Schwarzweissfoto hin, das hinter der Vermietstation des «Rocksresort» an der Wand hängt. Es zeigt Reto Gurtner und seine engsten Mitarbeiter, verkleidet als Gangster vom Schlage Al Capones. «Meine Mitarbeiter haben es mir geschenkt», sagt er lakonisch.

Auch den Gästen dürfte das selbstironische Bild gefallen, schliesslich ist Laax eine Destination für flotte junge Menschen geblieben. «In St. Moritz oder Davos liegt das Durchschnittsalter der Gäste im Winter bei über fünfzig Jahren», rechnet Gurtner vor. «Bei uns ist es 38.» Jung wirkt auch der Unternehmer, trotz seiner mittlerweile 59 Jahre. Der charakteristische Schnurr- und Kinnbart mag zwar weiss geworden sein, doch er lässt seinen Träger noch immer aussehen wie einen Musketier, der nichts von seinem Draufgängertum und seinem Charme eingebüsst hat. Apropos: Gezielt umwirbt er weibliche Kundschaft. Der Skisport sei viel zu lange, wie er es nennt, «machoid» gewesen. Mit Tempo einen Hang hinunterzurasen, sei grundsätzlich männlich, der Flow, die Schwünge, die Drehungen, das Lässige des Freestyle hingegen spreche auch Frauen an.

### Vaters Versprechen

In einem Interview hatte Gurtner einmal zwar angekündigt, dass er nur noch zehn Jahre lang weitermachen werde. Das liegt jetzt auch schon wieder zwölf Jahre zurück, aber von Müdigkeit ist keine Spur zu erkennen. Gurtner führt die unverminderte Schubkraft auf seine beiden kleinen Kinder zurück, eine zweijährige Tochter und einen sechs Monate alten Sohn: «Die halten mich auf Trab.» Seine Tochter, fügt er hinzu, sei «die jüngste Snowboarderin der Welt» gewesen, als sie mit fünfzehn Monaten zum ersten Mal auf einem Brett stand.

Auch Reto Gurtner lernte, wie jeder Bündner Bub, das Skifahren mehr oder minder gleichzeitig mit dem Laufen. Sein Vater Walter führte die Metzgerei des Grossvaters, der als jüngstes von elf Kindern aus dem Bernischen nach Flims gezogen war. Dem Zugewanderten wurde von einzelnen einheimischen Hoteliers bestimmtes politisches Verhalten abverlangt, damit er sie überhaupt beliefern durfte. Walter Gurtner schwor sich: «Ihr werdet einmal alle von mir abhängig sein.» Er löste sein Versprechen ein.

Retos Vater muss ein genialer Geschäftsmann gewesen sein. Er baute nicht nur die elterliche Metzgerei zu einem Fleischkonzern aus, er sorgte auch dafür, dass das ursprünglich Bündenfleisch genannte Trockenfleisch in Bündnerfleisch umgetauft und anschliessend so als Herkunftsbezeichnung geschützt wurde – wie Champagner oder Parmaschinken. Parallel dazu stieg er ins Tourismusgeschäft ein, als er gegen den Widerstand des ganzen Fremdenver-

kehrsestablishments mit eigenem Geld die ersten Skilifte auf den Crap Sogn Gion fertigstellte. Rasch wurde er zur dominierenden Figur im Business, und schon 1975 wurde der schweizweit erste überregionale Richtplan für die Erschliessung des Skigebiets mit den damals zehn Standortgemeinden in die Wege geleitet. Mit ihnen wurde ein Konzessionsvertrag für die exklusive Erschliessung der Bergflanken und Hänge der Weissen Arena für 99 Jahre abgeschlossen. Eine Gegenleistung besteht darin, dass Einheimische – von Reto Gurtner mit Vorliebe «Aborigines» genannt – bei ihm billiger Ski fahren dürfen.

In den siebziger Jahren war es auch, als Reto Gurtner nach Kalifornien ging. «Ich hatte das Glück, zur rechten Zeit am rechten Ort gewesen zu sein», erinnert er sich. Denn zu jener Zeit setzte an der amerikanischen Pazifikküste die Surf- und Skateboard-Welle ein. «Von hier zum Snowboard ist es ein kleiner Schritt, es sind dieselben Bewegungen, der Flow», schwärmt Gurtner. Er erinnert daran, dass in den siebziger Jahren auch der Wintersport aus seiner Versteinerung ausbrach. «Vorher gab es Abfahrtslauf und Slalom, Bob oder Eiskunstlauf, alles wie seit Jahrzehnten. Doch in diesem Jahrzehnt wurden allein fünfzig neue Sportarten erfunden. In Sotschi gab es 98 Disziplinen.»

Amerika hatte es dem jungen Mann offenkundig angetan, und am liebsten wäre er auch

geblieben. «Aber mein Vater hat mich überzeugt, zurückzukommen.» Früher als erwartet, übernahm er nach dem überraschenden Tod des Vaters die Firma, bevor er das Wirtschaftsstudium in St. Gallen und das Jurastudium in Bern mit einem Doktorat abschliessen konnte. Aus den USA brachte er das Konzept mit, Convenience zu verkaufen: «Winterferien waren früher sehr kompliziert, mit all der Ausrüstung. Wir machen es dem Gast bequem. Er kann ganz ohne Gepäck anreisen und alles mieten, was er braucht.»

An unternehmerischem Verstand mangelt es Gurtner ebenfalls nicht. Seine Philosophie ist so einfach wie erfolgreich: «Alles abschneiden, was nicht zur Kernkompetenz gehört.» Und er gibt sich nicht mit der Pauschalkundschaft ab. Was er damit meint, illustriert er mit einer weiteren Zettelzeichnung: «Wir konzentrieren uns auf die Spitze der Pyramide, dann können wir uns allmählich auf die Kunden weiter unten ausbreiten, die *wannabes*, die auch dazugehören wollen.»

Mit dem Abschneiden wiederum sieht es in der Praxis so aus, dass aus dem verkalkten Hallenbad ein Restaurant mit Panoramablick und aus der defizitären Tennishalle die Freestyle-Academy wurde. Die alte Fremdenverkehrsgarde in Flims und Laax wiederum mault zuweilen, dass er Langlauf und Curling nicht aggressiver bewirbt. «Wozu?» Gurtner ver-

zieht das Gesicht, als hätte er in eine Zitrone gebissen. «Diese Dinge haben wir zwar, aber sie bringen keine touristische Wertschöpfung im grossen Stil.»

### Die Welt in die Berge bringen

Und der grosse Stil soll es schon sein für den Metzgerspross. Als Nächstes will er die Kultur in die Berge holen, mit Kunstmuseen und einem regelmässigen Künstlertreffen jeden Sommer, einer Art von WEF für die schönen Künste. Eine Machbarkeitsstudie und sogar Workshops mit Verantwortlichen der Guggenheim Foundation wurden realisiert. Einzelheiten behält Gurtner für sich. Umso begeisterter spricht er von der Kooperation mit dem chinesischen Skigebiet «Genting Resort Secret Garden» und von seinem Lieblingsprojekt, der Freestyle-Academy. Demnächst wird in Stuttgart eine Lern- und Funhalle für Skate- und Snowboardfahrer eröffnet, eine weitere ist im Genting-Skiort nordwestlich von Peking geplant.

Das klingt verdächtig nach einem Franchise, das man weltweit vermarkten kann, oder? In Gurtners Blick schleicht sich ein Onkel-Dagobert-Leuchten. «Ich kann die Berge nicht in alle Welt bringen, aber ich kann die Welt in meine Berge bringen. Denn auf den Hallen steht Laax.» Vier Buchstaben, eine Silbe, grafisch und vom Klang her ein Glücksfall. ○

SIMPLY CLEVER

ŠKODA



# 4x4 MADE FOR SWITZERLAND



skoda.ch/4x4 oder auf

12X SIEGER ŠKODA. MADE FOR SWITZERLAND

## ŠKODA 4x4: Die Schweiz intelligent im Griff

Perfekt für jedes Gelände, jede Witterung, jede Bedingung – und somit wie gemacht für die Schweiz! Das ist die 4x4-Modellpalette von ŠKODA. Intelligente Allradtechnologien übertragen die Motorenleistung optimal auf den Boden. Das Resultat: hohe Stabilität und Sicherheit, auch auf schwierigem Terrain. Entdecken Sie jetzt mit den ŠKODA Modellen Octavia, Yeti und Superb, die attraktivste 4x4-Palette mit dem besten Preis-Leistungs-Verhältnis der Schweiz.



# RADIO TOP HÖRER FONDUEPLAUSCH



# 15.

Dezember  
2014

## wintialp

Stadtpark Winterthur



Wir feiern zum letzten Mal unseren 30. Geburtstag und laden **dich und 5 Begleitpersonen** in die Wintialp im Stadtpark in Winterthur ein! Geniesse am 15.12.2014 zusammen mit RADIO TOP Moderatoren ein feines Fondue in gemütlicher Atmosphäre!

Alle Infos unter [www.toponline.ch](http://www.toponline.ch)

# Hellebarde, Kartonschwert

Drakonisch, eigensinnig, selbstherrlich. Die Vorwürfe gegen Kommandant Daniel Anrig, die einzelne Gardisten an die Presse ventilierten, beschädigen den Ruf der Schweizergarde. Davon profitieren könnte die Vatikanpolizei. Von Urs Gehrig

Von brutaler Schikane war die Rede. Von einer 380-Quadratmeter-Luxuswohnung. Die Sonntagspresse hatte die Schweizergarde schon fast abgeschafft, eine gut fünfhundertjährige Institution stand vor dem Kollaps. Dann, der Pulverdampf hatte sich kaum verzogen, ergriff der Heilige Vater höchstpersönlich das Wort.

Kommandant Daniel Anrig wegen überzogener Strenge entlassen? «Nein, gewiss nicht.» Eine zu grosse Wohnung? «Da gibt es nichts Merkwürdiges», so Papst Franziskus. Anrig sei eine «exzellente Persönlichkeit» und ein «guter Katholik». Der Wechsel an der Spitze der Schweizergarde sei bloss eine «Erneuerung. Denn niemand ist ewig.» Was ist nun?

Hebt man den Blick von der Mikroebene und weitet ihn aufs Ganze, erhält man den Eindruck, dass im Medienrummel der letzten Woche Grundsätzliches vergessen ging. Neuerungen zum Beispiel, die Kommandant Anrig in den vergangenen Jahren implementiert hat.

Vor seinem Antritt 2008 hatte sich die Garde, die für die Sicherheit des Papstes verantwortlich ist, in wachsendem Mass mit dem repräsentativen Teil ihrer Arbeit befasst. «Die Garde wurde immer mehr zur *photo op* für Touristen», so ein Ex-Gardist, das Sicherheitsdienstliche sei in den Hintergrund gerückt. Anrig schickte sich an, diesen Trend zu kehren. Man habe alles umgekrempelt und an polizeiliche Grundsätze angeknüpft, erzählen aktive und ehemalige Gardisten. Die Ausrüstung sei modernisiert, die Einsatzdoktrin angepasst worden. Es habe angefangen mit Einzelausbildung, Nahkampftraining, Überwältigungstechniken; die Schiessausbildung habe man intensiviert und die Handhabung mit der Pistole trainiert.

Offenbar mit messbarem Erfolg. «Die Garde ist heute für das Staatssekretariat zuständig, was vorher nicht möglich gewesen wäre», sagt William Kloter, der 2010 von Anrig aus Graubünden nach Rom geholt und als Chef Sicherheit mit der Modernisierung eingesetzt wurde. «Die Garde hat verschiedene neue Aufträge requiriert, ist federführend für die Sanität im Apostolischen Palast und hat als einzige Orts- und Raumkenntnis in den verschiedenen Bereichen des Papstpalasts – Kompetenzen, welche die Garde zuvor nicht gehabt hatte», so Kloter weiter. Das sei «ein grosser Vertrauensbeweis gegenüber der Garde von Seiten des Staatssekretariats und letztlich des Papstes».

Diese Ausbildung brauche Zeit. «Das ging auch auf Kosten der Freizeit der Gardisten, welche nicht ans Meer oder in andere Städte reisen

konnten», räumt Kloter ein. Aber das Training sei wichtig für das Überleben der Garde, für die innere Wahrnehmung im Vatikanstaat und für die Aussenwahrnehmung in der Schweiz, damit man genügend Gardisten rekrutieren könne. Der Rummel, ausgelöst von Einzelnen, die ihren individuellen Frust via Medien ventilierten, habe der ganzen Garde einen Flurschaden beschert, ist Kloter überzeugt.

## Hahnenkampf um Aufträge und Macht

Dabei habe der einzelne Gardist keinen Einblick in die strukturellen Abläufe. «Das ist, wie wenn man eine Kassenfrau im Kaufhaus fragt, ob der Direktor richtige Entscheide falle.» Den Wert von Anrigs Arbeit werde man erst in ein paar Jahren erkennen, ist Kloter überzeugt.

Nutzniesser des Rummels sei die Gendarmeria Vaticana, fürchten nun Gardisten. Seit Jahren liefere sich diese Truppe, welche rund 150 Italiener zählt, einen Hahnenkampf mit den Schweizern um Aufträge und Macht im Vatikan sowie um die Gunst des Papstes. «Die sehen in uns Schweizern einen Störfaktor und wollen uns zum Trachtenverein abstufen», sagt einer. «Es fuchst sie, dass wir den Papst, der auch Bischof von Rom ist, beschützen dürfen.»

Aus Gardisten-Warte hat die Gendarmeria an Boden gewonnen. So absolviere sie Kurse beim FBI, habe eine schnelle Eingreiftruppe und eine Anti-Sabotage-Abteilung aufgestellt, die den

Papst vor Terror und anderen Gefahren schützen soll. Schliesslich habe Franziskus im Kampf gegen Geldwäscherei, Terrorfinanzierung und Proliferation ein Finanz-Sicherheitskomitee eingesetzt, in dem die Gendarmerie, nicht jedoch die Garde vertreten sei.

Kloter beschwichtigt. «Die Vollmachten der Garde wurden nicht beschnitten.» Die Aufgaben seien strikt getrennt. «Wir sind die Leib- und Schutzgarde des Papstes. Die Gendarmerie ist die zivile Polizei im Vatikanstaat.» Terrorbekämpfung und Geldwäscherei seien nicht Gardeauftrag, die Garde mache keine Ermittlungen, darum seien die Kompetenzen der Schweizer auch nicht gekappt worden.

Jean-Daniel Pitteloud, bis 2010 Nummer zwei der Schweizergarde, glaubt nicht, dass die Gendarmerie von den gegenwärtigen Turbulenzen profitieren wird. Anders als Kloter ist er überzeugt, dass die Schlagzeilen um Anrig schnell vergessen seien. Negative Schlagzeilen um die Schweizergarde habe es immer gegeben, sagt der Walliser, der zwei Jahre unter Anrig gedient hat und heute im Interpol-Generalsekretariat in Lyon sitzt. «Schlechte Werbung ist trotzdem Werbung.» Die Rekrutierungsstatistik zumindest scheint ihm recht zu geben. Sobald die Garde in der Presse ist, ob bei einem Konklave oder durch Skandale, gibt es Zuwachs. Das beste Rekrutierungsjahr war 1999 – nach dem Mord an Kommandant Estermann und dessen Frau. ○



«Exzellente Persönlichkeit»: Papst Franziskus, Kommandant Anrig.

# Gemeinsam in Richtung Brüssel

Die Expertengruppe Brunetti möchte den Schweizer Finanzplatz strikter regulieren. Damit spielt sie den Interessen von Grossbanken und Finanzministerin Widmer-Schlumpf in die Hände: Ziel ist die Angleichung an EU-Recht. *Von Florian Schwab*

Kaum hat die Expertengruppe Brunetti am Freitag ihren Bericht zur Finanzplatzstrategie des Bundesrates präsentiert, geht das Ringen um die Deutung los. Der Verband Schweizerischer Vermögensverwalter poltert, es sollen «neue Regulierungen geschaffen werden, welche in erster Linie die kleinen Anbieter aus dem Markt drängen». Der Gewerbeverband spricht insgesamt von einem «ausgewogenen Bericht», sein Vertreter bestand aber auf der Berücksichtigung von mehreren Minderheitspositionen. Neben diesen kritischen Stimmen wurde der Expertenbericht von allen Seiten mit grossem Wohlwollen aufgenommen.

Während mehr als eines Jahres beugten sich sieben Beamte, neun Branchenvertreter sowie zwei Ökonomen über die Finanzplatzstrategie des Bundesrats und arbeiteten Empfehlungen dazu aus. Man traf sich in nüchterner Atmosphäre im «Bernherhof», dem Sitz des Finanzdepartements. Am Tisch sassen abwechselnd auch Urs Rohner und Axel Weber, die Präsidenten von Credit Suisse und UBS. Im Fokus des Mandats stand vor allem das Anliegen des Marktzutritts für Schweizer Finanzdienstleister in der EU.

Die *Weltwoche* hat mit etlichen Mitgliedern der Expertengruppe, mit Aymo Brunetti selbst und mit informierten Beobachtern gesprochen. Der Bericht ist für den Finanzplatz von zentraler Bedeutung – die Expertengruppe sollte einen breit abgestützten Konsens entwickeln. Im Kern ging es um die Frage: Wie viel Finanzplatz-Regulierung soll die Schweiz in Zukunft von Brüssel importieren?

## EU-Regulierungs-Korsett

Doch zunächst zum Positiven. Einhelliges Lob erntet das Gremium für seinen Vorschlag, in Zukunft alle neuen Finanzplatz-Regulierungen unter Kosten-Nutzen-Gesichtspunkten zu prüfen, bevor sie dem Parlament vorgelegt werden. Zwischen den Zeilen schwingt hier auch Kritik an den gegenwärtigen Vorlagen zum Finanzdienstleistungsgesetz Fidleg und zum Finanzinstitutsgesetz Finig mit, die grösstenteils auf dem Mist der Beamten von Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) gewachsen sind. Aus politischen Gründen, so hört man, könne eine vom Bundesrat eingesetzte Expertenkommission bei diesem Thema nicht Klartext sprechen.

Am eigentlichen Kernthema, der Sicherstellung des Marktzutritts der Schweizer Fi-

nanzindustrie zum EU-Raum, scheiden sich allerdings die Geister. Hier macht sich der Expertenbericht die Logik der Europäischen Union zu eigen: Wer Zugang zum EU-Markt wolle, der müsse eine «gleichwertige» Regulierung sicherstellen.

Kritiker bemängeln, der ganze Finanzsektor werde über einen Leisten geschlagen und in das unnötig komplizierte EU-Regulierungskorsett gezwängt. Auch Anbieter, die gar nicht in der EU tätig sein wollten, müssten sich diesem Regime unterwerfen. Brunetti relativiert. Der Bericht sei ein Bekenntnis zu einer Abwägung von Kosten und Nutzen in der Anpassung an ausländische Regulierungsentwicklungen. Dabei gelte es im konkreten Fall



*Vages Bekenntnis:* Ökonom Brunetti.

immer die Möglichkeiten von schlankeren oder differenzierten Regulierungen als im EU/EWR-Raum als echte Option zu analysieren. Dieses Bekenntnis bleibt vage formuliert und kann im Einzelfall leicht vergessen werden. Den Wunsch nach einem schlanken Regelwerk für nur im Inland tätige Institute hat Brunettis Kommission nicht erhört.

Für die Vertreter des gewerblichen Finanzsektors, also kleinere Finanzdienstleister, ist das ein klares Anzeichen dafür, dass in der Brunetti-Kommission die Interessen der Grossbanken eine unheilvolle Allianz mit dem Wunsch der Behörden nach zusätzlicher Re-

gulierung eingegangen sind. Dass am Schluss nur der Gewerbeverband mit seinen Minderheitspositionen das gegenseitige Schulterklopfen in der Expertengruppe störte, passt in dieses Deutungsmuster. Aus Sicht der international tätigen Banken ist eine einheitliche Regulierung hingegen durchaus sinnvoll. Sie haben verständlicherweise kein Interesse daran, dass ihre nur im Inland tätigen Konkurrenten weniger strikt reguliert werden.

## Schweizer Steuersystem als Fremdkörper

Anders sieht es aus übergeordneter politischer Sicht aus. Bereits im Juni hat die *Weltwoche* alarmiert berichtet, dass die Expertenkommission Brunetti dem Bundesrat empfehlen wolle, im Schlepptau zur Angleichung ans EU-Recht die Verrechnungssteuer zu reformieren und dabei die Grundlagen zu schaffen für eine (freiwillige) Meldung von steuerlich relevanten Daten von der Bank ans Steueramt – eine Art automatischen Informationsaustausch «light» im Inland. Diese Kritik lässt Aymo Brunetti nicht gelten. «Der automatische Informationsaustausch im Inland ist kein Thema.» Seine Kommission schlage lediglich die Prüfung einer solchen freiwilligen Meldung vor.

Für Irritationen sorgt schliesslich, dass die Expertengruppe das Schweizer Steuersystem insgesamt als Fremdkörper im europäischen Kontext und als Risiko für die Systemstabilität erachtet. Insbesondere den Schuldenabzug für Hypotheken gelte es zu hinterfragen, da er falsche Anreize setze. Dieses Anliegen passt sehr gut zu den neueren Aktionen der Schweizerischen Nationalbank und der Finanzmarktaufsicht zur Eindämmung der Hypothekenvergabe. Doch ist es auch berechtigt? Für Finanzfachleute ist das Eigenheim nicht nur eines der besten Instrumente für die langfristige Vermögensbildung, sondern Hypotheken sind auch ein unverzichtbarer Bestandteil der Fremdfinanzierung vieler KMU. Solche zusätzlichen Argumente lässt auch Aymo Brunetti gelten. Die Expertenkommission führe in ihrem Schlussbericht deshalb auch das «Pro und Kontra» detailliert auf. Die Gewichtung der verschiedenen Argumente müsse politisch erfolgen. «Wichtig ist, dass das Thema als potenzielles Risiko für die Finanzstabilität auf den Tisch kommt.»

Fazit: Auf dem Weg nach Brüssel, den die Banken zusammen mit der Finanzministerin einschlagen wollen, drohen zentrale Vorteile der Schweiz verlorenzugehen. ○

# Man muss noch Ziele haben im Leben!



# Zum Trost gibt es viele Flugmeilen

15 000 Gesandte aus aller Welt haben sich in diesen Tagen in Lima eingefunden, um einen Konsens zur Bekämpfung des Klimawandels zu finden. Ist das überhaupt möglich? Besuch am Weltklimagipfel in der peruanischen Megacity. *Von Alex Baur und Alex Kornhuber (Bilder)*

Es ist ein Kontrast, wie er grösser kaum sein könnte. Wir befinden uns in Lima, einer jener Megastädte, deren Bevölkerung sich in den letzten fünfzig Jahren verzehnfacht hat, auf gegen zehn Millionen Menschen, so genau weiss das niemand. Wer erfahren möchte, was das bedeutet, zumal in einer Weltgegend, in der es nie regnet, der sei eingeladen zu einer Fahrt durch eine der Einfallsachsen der peruanischen Kapitale, durch den «Gürtel der Armut», der Lima in einem Radius von zwanzig bis dreissig Kilometern umschliesst. Doch Peru boomt, Lima raucht und brüllt und bebt rund um die Uhr. Die Bonanza im Rohstoffmarkt und die Liberalisierung der Wirtschaft haben dem Land ein seit fünfzehn Jahren anhaltendes Wachstum beschert. Und die Menschen, vor allem jene Millionen in den Favelas, hungern nach mehr. Erstmals in der Geschichte dieses Landes scheint Wohlstand für alle denkbar.

Mitten in diesem Moloch gibt es einen ausgedehnten grünen Park, hinter dessen Umfriedung sich das Verteidigungsministerium versteckt, «el Pentagonito» im Volksmund. Abgeschirmt vom Rest der Stadt durch angeblich 40 000 Polizisten, haben sich hier – je nach Quelle – zwischen 12 000 und 20 000 Leute aus aller Welt eingefunden zur Weltklimakonferenz: Regierungsvertreter, Umweltaktivisten, Entwicklungshelfer, Unternehmer und Geistliche mit ihrem jeweiligen Tross, dazu – gemäss peruanischem Umweltministerium – 1000 akkreditierte Journalisten. In einer wohlklimatisierten Zeltstadt beraten sie, mittendrin und doch isoliert vom infernaln Chaos der Megacity Lima, über einen globalen Mechanismus, der die Welt besser machen, ja die Menschheit vor ihrem Untergang retten soll.

## Dreizehn Container verloren

Wenn es ein Paradies gibt auf Erden, dann müsste es so aussehen. Menschen aller Religionen, Rassen, Sprachen treffen sich im lauschigen Park des «Pentagonito» zum zivilisierten und friedlichen Austausch. Alle sind sie gleich, es gibt keinen Streit, sogar der Eisbär-Clown von Greenpeace, der etwas verloren durch die Hitze irrt, gibt artig Pfötchen. Es fehlt an nichts, das Wi-Fi ist gratis, für das leibliche Wohl aller ist gesorgt. Und das Beste: Alle Menschen sind sich einig. Wenn das Klima immer wärmer wird, hören wir allenthalben, dann ist der Mensch schuld, dann braucht es drastische Massnahmen, um den Ausstoss von CO<sub>2</sub> zu drosseln, am besten gleich auf null. Sonst drohen Dürren,

Überschwemmungen, Unwetter, Katastrophen, die Apokalypse. Zweifel und Skepsis scheint es hier nicht zu geben, auf jeden Fall haben wir in diesen Tagen im «Pentagonito» nirgends auch nur eine Andeutung davon erhascht.

Das peruanische Umweltministerium hat eine beachtliche logistische Leistung vollbracht. Nach bloss einem Jahr der Planung hat es in sechs Wochen eine 85 000 Quadratmeter grosse Zeltstadt hochgezogen, die vor wenigen Wochen noch im benachbarten Brasilien an der Fussball-WM diente und hernach in 290 Gross-

## Deutschland fiel die CO<sub>2</sub>-Reduktion dank der Wiedervereinigung mit der bankrotten DDR in den Schoss.

container verstaubt wurde. Auf dem beschwerlichen Weg durch den Amazonas und über die Anden gingen dreizehn Container auf mysteriöse Weise verloren. Doch das war laut Eduardo Durand López, Generaldirektor des Umweltministeriums, das kleinste von vielen Problemen, die bewältigt wurden. Am aufwendigsten seien die Verhandlungen über Unterbringung und Versorgung von 150 Uno-Funktionären gewesen, die ein Heer von Anwälten während dreier Monate beschäftigt hätten.

Dazu muss man wissen: Die Uno ist eine Institution, in der es keine Mehrheitsbeschlüsse gibt, sondern nur Konsens. So auch beim Klima. Seit der ersten grossen Klimakonferenz in Rio de Janeiro anno 1992 wird permanent verhandelt. Und weil es faktisch unmöglich ist, mit inzwischen 195 Ländern einen Diskurs zu führen, geschweige denn Einhelligkeit zu finden, wird bei jeder Uneinigkeit ein neues Gremium gebildet, das den Konsens sucht und, wenn es diesen nicht findet, weitere Untergremien bildet. Wie eine Lawine, die immer weiter anwächst, bis sie irgendwann am Talboden angelangt ist. Die Frage ist, was übrigbleibt. Zwei Jahrzehnte nach Rio ist das immer noch nicht absehbar.

Zwar wurde 1997 das famose Kioto-Protokoll beschlossen, das 2005 in Kraft gesetzt wurde und als Erfolg gefeiert wird. Die Vorgaben, so heisst es, seien zum Teil sogar übertroffen worden. Es lohnt sich indes, das etwas genauer anzuschauen. Die EU-Länder verpflichteten sich zum Beispiel, den CO<sub>2</sub>-Ausstoss – gemessen am Stand von 1990 – bis 2012 um acht Prozent zu reduzieren. Das ist gelungen, allerdings nur auf dem Papier und mit rechnerischen Tricks. Der wirtschaftliche Zusammenbruch des Ostblocks

mit seiner archaischen Schwerindustrie hatte in Russland einen Rückgang der CO<sub>2</sub>-Emissionen um vierzig Prozent zur Folge, in der Ukraine waren es fast sechzig Prozent. Dieser zweifelhafte Erfolg wurde in Form von Zertifikaten in den Westen transferiert. Deutschland fiel die CO<sub>2</sub>-Reduktion dank der Wiedervereinigung mit der bankrotten DDR in den Schoss.

Die Zahlen der Internationalen Energieagentur (IEA) sprechen eine andere Sprache. Weltweit stieg der CO<sub>2</sub>-Ausstoss zwischen 1990 und 2010 um satte fünfzig Prozent, von 21 Milliarden Tonnen auf über 30 Milliarden. Die Kohle hat gemäss IEA zugelegt wie kein anderer Energieträger. Einzig 2008 und 2009, während der Finanzkrise, verzeichnete die IEA einen vorübergehenden Rückgang der Emissionen. Deutlicher kann man das Dilemma nicht illustrieren: Wachstum und Brennstoffverbrauch gehören zusammen wie siamesische Zwillinge.

## Schlusspurt zum grossen Finale

Der weltweit grösste CO<sub>2</sub>-Sünder, die USA, hat Kioto nie ratifiziert; Kanada und Australien, die ihre Emissionen im fraglichen Zeitraum um siebzehn beziehungsweise dreissig Prozent gesteigert haben, sind ausgestiegen. Schwellenländer wie China, Indien und Brasilien haben sich gar nicht erst zu konkreten Reduktionszielen verpflichtet. Seit Fukushima will auch Japan nichts mehr von den grosszügigen Kioto-Versprechen wissen. Ein möglicher Atomausstieg macht die CO<sub>2</sub>-Reduktion a priori illusorisch.

Was in Lima als Weltklimagipfel zelebriert wird, ist nur eine von vielen Verhandlungsplattformen der Uno zur Klimafrage, allerdings die wichtigste, mit dem ehrgeizigsten Ziel: Die Conference of the Parties, kurz COP 20, will einen weltweit verbindlichen Mechanismus zur Reduktion von Treibhausgasen definieren. Die Verhandlungen wurden 1995 in Berlin mit der COP 1 in Gang gesetzt und laufen seither ohne Unterbruch auf verschiedenen Ebenen. In Lima soll der Schlusspurt eingeläutet werden zum grossen Finale nächstes Jahr in Paris.

Am Rande der COP 20 in Lima treffen wir Franz Xaver Perrez, Botschafter im Bundesamt für Umwelt und Leiter der neunzehnköpfigen offiziellen Schweizer Delegation. Obwohl die Schweiz als treibende Kraft bei der COP 20 gilt, ist das eine Mini-Delegation. Brasilien markiert mit einer tausendköpfigen Mannschaft Präsenz. Perrez, ein grossgewachsener, sportlicher Mann von asketischer Statur, berichtet von zähen Verhandlungen. Trotzdem verströmt er





*Dorado für Drittwelt-Aktivisten: Ashaninka-Indianer aus dem Amazonas nutzen die COP20 als Werbeplattform.*



*Etabliertes Business:* Umweltminister Durand.



*Wortgeplätscher:* Rede von Klimapapst Pachauri.



*Bis der letzte Kritiker resigniert:* Eisbär der Greenpeace-Kampagne.

Zuversicht, schwärmt von kleinen Schritten in die richtige Richtung. Für ihn gibt es keine Alternative. Um jedes Wort werde gerungen, in der Endphase von Verhandlungen oft bis in die frühen Morgenstunden, bis der letzte Kritiker resigniert, und sei es bloss, weil die Müdigkeit ihn überwältigt hat.

Die wichtigen Entscheide werden ohnehin meist im informellen Rahmen aufgrund bilateraler Absprachen gefällt. Oft ziehen NGOs, Lobby- und Pressure-Groups, die sich ihr Mandat als Vertreter der ominösen «Zivilgesellschaft» selber erteilen, die Fäden im Hintergrund. Das Resultat ist in der Regel ein komplizierter Kompromiss mit vielen Hintertürchen. Aber es ist immerhin etwas, und auf der Grundlage «eines so beschlossenen Rahmens», so hofft Botschafter Perrez, kann man später «die Schraube anziehen». Das klingt wenig demokratisch, doch die Uno war nie ein demokratischer Betrieb. Der gute Wille muss als Legitimation reichen.

### Alle wollen Entwicklungsland sein

In Rio wurde vor zwei Jahrzehnten das Prinzip der «gemeinsamen, aber unterschiedlichen Verantwortlichkeiten» definiert. Klingt gut, ist aber eines jener luftigen Bekenntnisse, in die jeder hineindenken kann, was er will. Letztlich geht es auch hier ums Geld. Entwicklungsländer, die das Wachstum erst vor sich haben, verlangen von den Industrieländern eine Kompensation für ihre Anstrengungen zur CO<sub>2</sub>-Reduktion. Die Rede ist von jährlich 300 Milliarden Dollar, die über den Handel von Zertifikaten umverteilt werden sollen. Doch was ist ein Entwicklungsland? Gehören China, Singapur und Brasilien dazu? Wie steht es mit Griechenland, Südafrika oder Argentinien? Beim Zahntag wollen sie alle Entwicklungsländer sein.

Das Gastgeberland Peru geht es pragmatisch an. Für die Organisation der COP 20 hat das Umweltministerium laut Direktor Eduardo Durand neunzig Millionen Dollar budgetiert. Ein Drittel dieser «Investition» soll durch Zuschüsse aus europäischen Ländern sowie durch die Vermietung von Konferenzräumen und Ständen an die Delegationen sowie an NGOs wieder hereingeholt werden. Durand hofft aber vor allem, dass die COP 20, ähnlich wie eine Fussball-WM, indirekt einen dreistelligen Millionenbetrag in die peruanische Volkswirtschaft spülen wird. 15 000 kaufkräftige Gäste aus aller Welt erfreuen nicht nur die Luxus-hotels, sondern auch die Tourismusbranche, die an der COP 20 diskret, aber unübersehbar Präsenz markiert. Die Tours zu den Inka-Ruinen von Machu Picchu und zu den mysteriösen Linien von Nazca sind seit Wochen ausgebucht.

Auch die peruanische Entwicklungshilfeindustrie nutzt die COP 20 als Werbeplattform. Mit seinen bukolischen Indianerkommunen in den Anden und den immensen Regenwäldern im Amazonasbecken ist Peru ein Dorado für Drittweltaktivisten. Durand zitiert eine Studie, wonach der Klimagipfel von Cancún dem Gastgeberland Mexiko seinerzeit einen volkswirtschaftlichen Gewinn von 2,5 Milliarden Dollar eingebracht haben soll. Auch wenn solche Zahlen mit Vorsicht zu geniessen sind, für Peru dürfte sich die Investition auszahlen. Das Klima und vor allem der Handel mit CO<sub>2</sub>-Zertifikaten ist hier ein etabliertes Business.

Die Frage ist bloss, was als Gegenleistung verlangt wird. Klar ist: Auf Kosten der Wirtschaft und des Wachstums darf es nicht gehen. Peru hat ungleich dringendere Probleme: kein Trinkwasser in Favelas und ländlichen Gebieten, ein trotz Fortschritten nach wie vor prekäres Ge-

sundheits- und Bildungssystem, ein mangelhaftes Strassennetz und nicht zuletzt ein durch und durch korruptes Rechtssystem, das diese Bezeichnung kaum verdient. Andererseits kommt ein Drittel der staatlichen Einnahmen aus dem Bergbau, der seit Jahren unter Dauerbeschuss linker und klerikaler Umweltaktivisten steht. Es käme keinem Peruaner in den Sinn, auf die Nutzung der Öl- und Gasreserven zu verzichten, die in den 1980er Jahren im Amazonasbecken entdeckt wurden und die ein wesentlicher Pfeiler des Wirtschaftsbooms sind.

Von solchen Widersprüchen redet niemand am Klimagipfel, den Perus Umweltminister Manuel Pulgar-Vidal am Sonntag vor einer Woche durch ein «interreligiöses Gebet» vor 3000 Vertretern aller Glaubensrichtungen in einem Park von Lima einläutete. Mit diesem symbolischen Akt hatte der joviale Minister den Geist des Events perfekt getroffen. Denn im Kern ist COP 20 eine Art Gottesdienst der Superlative mit eingespielten Zeremonien und unverrückbaren Dogmen. Und wo der Glaube regiert, ist kein Raum für Zweifel und Dialektik – und schon gar nicht für Demokratie. Hier steht von Anfang an fest, was gut ist und was schlecht.

Die feierliche Eröffnung der Session im grossen Plenarsaal, die Minister Pulgar-Vidal in Anwesenheit von Klimapapst Rajendra Pachauri und anderen Uno-Grössen mit einer halben Stunde Verspätung und einer eher spröden Rede eröffnet, war wohl etwas enttäuschend. Die meisten mit modernsten Mikrofonen ausgestatteten Pulte der offiziellen Delegationen waren nach der Rede schnell verlassen. Irgendwie gelang es den Organisatoren trotzdem, die Kameras so zu positionieren, dass wenigstens für die TV-Zuschauer draussen in der Welt der Eindruck eines vollen Plenarsaals entstand.



**Harmonie im «Pentagonito»:** Die Zeltstadt wurde nach der WM in Brasilien über die Anden nach Peru verfrachtet.

Nach der Eröffnung lösten sich die Redner in rund zehnminütigen Intervallen ab, wobei sich die meist auf Englisch gehaltenen Reden, abgesehen vom jeweils landesspezifischen Akzent, glichen wie ein Ei dem andern. Die Message war fast immer dieselbe: Die Lage ist ernst, es ist höchste Zeit, etwas zu tun, wir müssen umdenken, wenn wir das Zwei-Grad-Ziel erreichen wollen, doch wir können das erreichen, wenn wir alle zusammenhalten, und wir sind bereit dazu. Das sanfte Wortgeplätscher, begleitet vom monotonen Brummen der (etwas gar kühl eingestellten) Klimaanlage, lastet nach einer halben Stunde schwer auf den Augenlidern.

Der moderne Klimaretter braucht vor allem eines: Sitzleder, sehr viel Sitzleder. Zum Trost gibt es viele Flugmeilen. Die COP 20, die von zahllosen Untergruppen das ganze Jahr durch in zahllosen Sitzungen rund um den Erdball vorbereitet wird, ist ein wahrhaftiger Sitzungs-marathon. Täglich sind Dutzende von Podien, Workshops und Pressekonferenzen angesagt, an denen über grüne Technologie, Zertifikate, Nachhaltigkeit, Studien, Leadership, Menschenrechte und Umweltfrevel aller Art berichtet wird. Die Tabus sind klar definiert. Über die Atomenergie wird nicht gesprochen, obwohl es im Hinblick auf die CO<sub>2</sub>-Reduktion kaum eine effizientere Technologie gibt. Selbst Länder wie China, Korea oder die Golfstaaten, die voll auf die Kernenergie setzen, reden lieber von den guten alten Windmühlen und Solar-Panels, die sich als Ikonen für das Gute etabliert haben.

Wir starten unseren ersten Tag mit einer Konferenz zum Thema «Intended Nationally Determined Contributions» und lernen, dass es sich dabei um einen Mechanismus handelt, der garantieren soll, dass sich der Globus um nicht mehr als zwei Grad Celsius erwärmt.

Fünf Redner aus aller Welt erklären uns während je einer Viertelstunde, wie wichtig und machbar diese zwei Grad sind, ein jeder in seinem eigenen, leider oft kaum verständlichen Englisch. Zum Glück blitzen in jeder Rede immer wieder *key words* wie «bottom-up», «sustainable», «grassroots» und «win-win situation» auf, die einem signalisieren, dass man trotz Verständigungsproblemen dabei ist. In der anschliessenden Fragerunde folgen noch Statements von Leuten, die es noch nicht aufs Podium geschafft haben und auch noch etwas sagen wollen. Echte Fragen gibt es keine. Alles ist klar, es herrscht Konsens.

### Frage als Zumutung

Dasselbe Ritual wiederholt sich an einem halben Dutzend weiterer Events, an denen wir teilnehmen. Der Unterschied ist lediglich graduell. Wenn Greenpeace zur täglichen Pressekonferenz lädt, sind Maximalforderungen angesagt, Vertreter der Uno geben sich betont zurückhaltend. Als Germanwatch ihren Bericht über extreme Wetterereignisse vorstellt, wird der Tonfall scharf und anklagend. Der mit Zahlen und Fakten gespickte Bericht vermittelt ein Szenario des Schreckens, gefolgt von den Schilderungen eines aus den Philippinen eingeflogenen Regierungsvertreters, der vom verheerenden Taifun «Haiyan» berichtet. Nun wagen wir die scheue Frage, ob der Taifun denn milder gewütet hätte, wenn es weniger CO<sub>2</sub> gäbe. Allein diese Fragestellung, so gibt man uns zu verstehen, ist eine Zumutung für die Opfer: «Jedes verlorene Menschenleben ist eines zu viel, und selbst wenn wir ein einziges Leben retten, war es das wert – *next question!*»

Eher pragmatisch wirkt dagegen der Auftritt der Schweizer Öko-Szene, etwa beim Podium

zum Thema «Clean Technology Funds». Die Veranstaltung wurde von der Schweizerischen Vereinigung für ökologisch bewusste Unternehmensführung organisiert, die Teil der offiziellen Schweizer Delegation ist. Nach theoretischen Ausführungen zur Finanzierung von Öko-Projekten (Tenor: Die Investitionen sollten auch rentieren, Subventionen und Lenkungsabgaben können unliebsame Nebenwirkungen zeitigen) erklärt uns Patrick Bürgi das Wesen des Klimarappens und anderer Lenkungsabgaben. Von Euphorie ist hier wenig zu spüren, es bleibt alles im Abstrakten. Fazit: Nach zwanzig Jahren Klimapolitik sind sie sich zwar immer noch alle so einig wie am ersten Tag, doch konkrete Erfolge sind leider nirgends in Sicht. ○

### Zeitung der Schweizer KMU-Wirtschaft

- **Billag-Referendum**  
Jetzt sind Unterschriften aus Ihrem KMU gefragt
- **Erbschaftssteuer**  
Ein weiteres linkes Neidbegehren steht an
- **Berufsbildung**  
Das waren die Highlights im Jahr 2014



[www.gewerbezeitung.ch](http://www.gewerbezeitung.ch)

# «Man will alles, und zwar sofort»

Der Staat trete im Gesundheitswesen immer dominanter auf und mische sich überall ein, sagt Beat Huber. Der Direktor der Zürcher Klinik Pyramide am See ist froh, dass seine Institution nicht auf der Spitalliste steht und so vergleichsweise frei agieren kann. *Von Alex Reichmuth und Vera Hartmann (Bild)*

**Beat Huber, welche Vorteile bietet Ihre Privatklinik – abgesehen von der schönen Aussicht über den See und der prämierten Küche?**

Der Komfort in unserer Klinik ist auf dem Niveau eines Viersternehotels. Wir sind klein und übersichtlich, die Atmosphäre ist familiär. Als Privat- und Halbprivatversicherter kann man den Arzt frei wählen. Dieser betreut einen während der ganzen Behandlung und ist auch jederzeit erreichbar. Der Arzt wechselt nicht, und nichts wird an Assistenten delegiert. Die Patienten können mitbestimmen, wann eine Operation stattfindet.

**Wird man hier medizinisch besser behandelt als in einem öffentlichen Spital?**

Nein, so kann man es nicht sagen. Aber man hat den Vorteil, einen besonders erfahrenen Arzt wählen zu können.

**Luxuskliniken wie die Ihre leisten doch einer Zweiklassenmedizin Vorschub.**

Der Begriff «Luxus» passt mir nicht, weil er Verschwendung suggeriert. Vielmehr bieten wir Erstklassigkeit. Die medizinische Versorgung in der Schweiz ist auch für Allgemeinversicherte auf einem sehr hohen Niveau. Zusatzversicherte genießen aber mehr Komfort.

**Ihre Klinik ist unter anderem auf Schönheitschirurgie spezialisiert. Diese hat nicht gerade den besten Ruf.**

Wir stehen zur ästhetischen Chirurgie und betreiben diese auf einem hohen Level. Dazu gehört, dass wir unseren Kunden von Eingriffen abraten, wenn diese unverhältnismässig oder mit zu hohen Risiken verbunden sind. Nicht alle unserer Konkurrenten sind da so seriös.

**Die Klinik Pyramide am See hat 2009 beschlossen, sich nicht um die Aufnahme auf die Spitalliste zu bewerben, sondern ein reines Vertragsspital zu bleiben. Dadurch entgehen der Klinik Beiträge des Kantons. War der Entscheid richtig?**

Ja. Wir geniessen mehr unternehmerischen Freiraum als Kliniken auf der Spitalliste. Uns ist wichtig, vom Staat so unabhängig wie möglich zu bleiben. Es wäre für uns undenkbar, dass der Kanton vorschreibt, was wir zu tun haben – etwa bezüglich Leistungen, Patientenauswahl oder Investitionen. Um als reines Vertragsspital bestehen zu können, braucht es aber ein ausgezeichnetes Image und gute Be-

ziehungen zu den Partnern, insbesondere zu Kranken- und Unfallversicherungen. Die Versicherungen sind ja nicht gezwungen, mit uns Verträge abzuschliessen. Sie müssen von unseren Angeboten und Leistungen überzeugt sein. Das Gleiche gilt für unsere Ärzte. Es sind alles Belegärzte, die im Auftragsverhältnis an der Klinik arbeiten. Wir haben uns bewusst dafür entschieden, keine Ärzte anzustellen. Damit fördern wir das unternehmerische Denken bei den Ärzten, was den Patienten zugutekommt.

**Sie scheinen kein Freund der staatlichen Planung zu sein.**

Nein. Der Einfluss des Staates im Gesundheitsbereich wird leider immer grösser – obwohl das Gesetz eigentlich den freien Wettbewerb vorsieht. Insbesondere der Kanton Zürich redet überall mit: Was ein Spital erbringen muss, wie seine Qualität beurteilt wird, wie es abrechnen muss etc. Es geht klar in Richtung Planwirtschaft.

**Die Versorgung muss sichergestellt sein.**

Das wäre auch über den Markt möglich. Die Versicherer könnten entscheiden, welche Angebote bereitgestellt werden – denn sie bezahlen ja. Die Spitalplanung ist unnötig. Ein Problem ist, dass die Kantone mehrere Funktionen ausüben. Sie sind Regulatoren, Planer, Kontrolleure und oft auch Betreiber von Spitälern. Wenn ein Regierungsrat gleichzeitig Gesundheitsdirektor und Verwaltungsrat eines Spitals ist, führt das zu Intransparenz und Interessenkonflikten. Die privaten Spitäler werden so immer mehr an den Rand gedrängt.

**Seit 2012 rechnen die Spitäler über Fallpauschalen ab. Sie bekommen fixe Beträge aufgrund von Diagnosen. Ziel der Umstellung war, dass die Spitäler keinen Anreiz haben,**

**ihre Patienten möglichst lange zu behalten. Hat die neue Spitalfinanzierung zu mehr Effizienz geführt?**

Es ist noch zu früh für eine abschliessende Beurteilung. Günstiger geworden ist das Spitalwesen sicher nicht. Die Einführung der neuen Spitalfinanzierung war allerdings extrem teuer. Aber das neue Abrechnungssystem hat wenigstens den Vorteil, dass man nun mit nüchternen Zahlen belegen kann, wenn ein Spital unrentabel ist. So würden sich notwendige Veränderungen begründen lassen, etwa eine Privatisierung oder eine Schliessung. Für die Patienten haben die Fallpauschalen jedenfalls keine Nachteile, obwohl vor der Einführung ständig vor «blutigen Entlassungen» gewarnt wurde.

**Im Prinzip sollten über die Fallpauschalen alle Aufwendungen der Spitäler gedeckt sein, auch Investitionen. Man hört aber, dass die Kantone neue Wege finden, um «ihre» öffentlichen Spitäler zu subventionieren. Ist da was dran?**

Es gibt in der Tat Anzeichen dafür, dass das geschieht. Der Kanton Zürich etwa wollte einen Sonderfonds schaffen, um defizitäre Spitäler zu finanzieren. Dieser Plan scheiterte zum Glück. Die Gesundheitsdirektoren-Konferenz aber schützt die öffentlichen Spitäler unter dem Vorwand der Konzentration der hochspezialisierten Medizin. Hier geht es oft um Protektionismus zugunsten der eigenen Spitäler, denn Privatspitäler kommen bei den Zuteilungen im Rahmen der hochspezialisierten Medizin fast nie zum Zug.

**Die Prämien in der Grundversicherung steigen weiter, nächstes Jahr wieder um fast vier Prozent. Da läuft doch etwas falsch.**

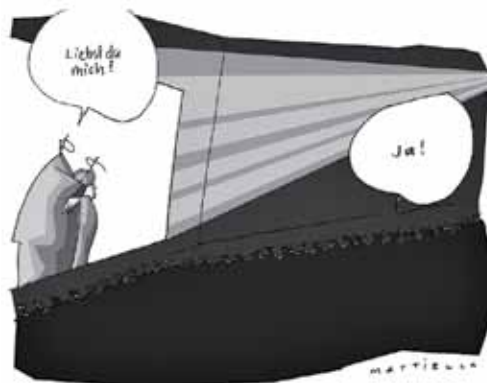
Nicht unbedingt. Denn unsere Ansprüche an die Gesundheitsversorgung werden auch immer grösser. Eine Konsumhaltung macht sich breit. Man will alles, und zwar sofort. Gleichzeitig ist der Fortschritt in der Medizin gross. All das treibt die Kosten in die Höhe.

**Sehen Sie keine Fehlanreize?**

Doch. Der grösste Fehlanreiz in unserem System ist, dass Versicherte beliebig oft zum Arzt gehen können. Und dieser muss sie behandeln. Bezahlen müssen aber andere, nämlich die Krankenkassen. Das verleitet zu übermässig vielen Arztbesuchen.

**Kann man das ändern?**

Damit die Versicherten nicht wegen jeder Bagatelle zum Arzt gehen, sollten die Selbst-





«Es geht in Richtung Planwirtschaft»: Pyramide-Chef Huber.

behalte höher sein als heute. Man könnte festlegen, dass alle Rechnungen bis zu einer gewissen Höhe selber bezahlt werden müssen – zumindest wenn es nicht um wiederkehrende Behandlungen geht. Sind Sie dafür, dass der Leistungskatalog in der Grundversicherung verkleinert wird?

Sicher. Lebenswichtiges muss weiterhin bezahlt werden, aber nicht jeder Komfort. Heute wird ja bereits das Zweibettzimmer im Spital als Menschenrecht bezeichnet – ein Unsinn. Konkret müsste man zum Beispiel prüfen, ob man in der Psychiatrie

mehr Patienten ambulant behandeln kann und ob Rehabilitations-Aufenthalte verkürzt werden können.

**Zu diskutieren geben auch sehr teure Behandlungsmethoden und neue Medikamente, die viel kosten. Sind wir bald gezwungen, Gesundheitsleistungen aus Kostengründen zu rationieren?**

Ich glaube nicht, dass das in absehbarer Zeit Realität wird. Politisch lassen sich Rationierungen derzeit nicht durchsetzen. Aber wenn die Kosten weiter steigen, wird der Moment kommen, wo nicht mehr alles bezahlt werden kann. Man wird sich dann

## Beat Huber

Beat Huber führt die Klinik Pyramide am See in Zürich seit deren Eröffnung 1993 als Direktor. Zuvor wirkte der heute 56-jährige im In- und Ausland als Manager in der Hotellerie. Er ist Mitgründer des Vereins The Swiss Leading Hospitals, der Qualitäts-Labels an Spitäler vergibt. Die Privatklinik Pyramide am See ist auf plastische Chirurgie, Brustkrebs-Chirurgie sowie Gelenk- und Sportchirurgie spezialisiert. Weitere Schwerpunkte sind Kiefer-, Augen-, Venen- und Handchirurgie. In der Klinik werden jährlich rund 2300 Patienten von 120 Belegärzten behandelt. Der Umsatz beträgt knapp 22 Millionen Franken.

auch über Alterslimiten unterhalten müssen, etwa bezüglich des Einsetzens künstlicher Gelenke. Eine Möglichkeit wäre, verschiedene Versicherungsangebote zu schaffen, die sich bezüglich der bezahlten Leistungen unterscheiden.

**Das wäre das Ende der Solidarität im Gesundheitswesen.**

Es wäre sicher eine Aufweichung dieses Prinzips. Darum hat so etwas politisch im Moment keine Chance. Klar ist, dass allfällige Entscheide über Leistungseinschränkungen nicht den Ärzten aufgebürdet werden dürfen. Es brauchte transparente Entscheide, die aus einer gesellschaftlichen Diskussion hervorgehen müssen. Bevor Rationierungen durchgesetzt werden, müsste man aber für mehr Effizienz im Gesundheitswesen sorgen. Denn da liegen noch grosse Einsparungen drin. Ich denke etwa an ineffiziente Abläufe bei der Versorgung von Patienten oder an aufgeblasene Verwaltungen. Auch werden in Spitälern immer wieder überrissene Qualitätsprogramme gestartet, die ein Heer von Spezialisten nötig machen, ohne dass die Patienten etwas davon haben.

**Beim Bund ist Alain Berset für die Gesundheitspolitik verantwortlich. Wie beurteilen Sie das Wirken des SP-Bundesrats?**

Er ist sehr planwirtschaftlich orientiert. Sehen Sie sich seine Vorstellungen im Konzept «Gesundheit 2020» an: Da werden der Bund und die Kantone als die wichtigsten Akteure bezeichnet. Die Patienten dagegen spielen kaum eine Rolle. Berset orientiert sich am Staat statt am Markt und an den Kunden.

**Wie sehen Sie die Zukunft Ihrer Klinik?**

Wir möchten klein bleiben und uns wie bisher auf einige Spezialitäten konzentrieren. Das ist die Voraussetzung, um flexibel zu bleiben und uns an den Bedürfnissen der Patienten orientieren zu können. ○

# Rütli-Rapport der Landwirtschaft

Friedrich Traugott Wahlen bewahrte die Schweiz während des Zweiten Weltkriegs vor dem Hunger. Der Vater der Anbauschlacht nährte seine Vision im heimatlichen Emmental. Selbst die USA liessen sich regelmässig über seinen Meisterplan informieren. *Von Ernst Wüthrich*

Die Stichworte «Anbauschlacht» und «Wahlen-Plan» wecken bei älteren Semestern lebhaftere Erinnerungen. Der jüngeren Generation hingegen ist Friedrich Traugott Wahlen (1899–1985), der Schöpfer des grössten Ernährungsprogramms der Schweizer Geschichte, bestenfalls ein vager Begriff.

Wahlens grosse Stunde schlug zu Beginn des Zweiten Weltkrieges. 1940 fiel Frankreich unter dem Angriff Hitlers. Die Schweiz war nun umzingelt, nachdem Österreich «heim ins Reich» gegangen war und Mussolinis Italien mit dem Hitler-Regime paktierte. Unsere Grenzen waren geschlossen, Importe hingen von der Laune der Achsenmächte ab. Diese waren auf die eigene Versorgung bedacht und konnten uns erpressen. Kurz: Es drohte der Schweiz eine Nahrungsknappheit, Hungersnot gar, zumal unser Selbstversorgungsgrad nur bei rund fünfzig Prozent lag.

## Kartoffeln statt Fleisch

Landwirtschaftsspezialist Friedrich Traugott Wahlen wusste um die Fehler in der Landesversorgung im Ersten Weltkrieg. (Im «Historischen Lexikon der Schweiz» wird der unvorbereitete Zustand 1914 gar als «Chaos» bezeichnet.) Der Berner entwickelte deshalb bereits vor Kriegsbeginn die Idee, aus dem Schweizer Boden mehr Nahrung zu erzeugen. Kern seines Anbauplans, den er 1937 entwarf, war die Reduktion der Milch- und Fleischproduktion zugunsten des Ackerbaus. Damit sollten mit der vorhandenen Fläche viel mehr Menschen ernährt werden können. Ein Hektar grosses Kartoffelfeld beispielsweise konnte bis zu zehnmal mehr Menschen ernähren als Graswirtschaft (Milchproduktion) oder Futteranbau (für die Mast) auf gleicher Fläche.

Wahlens Plan bedingte eine fundamentale Umstellung der Schweizer Landwirtschaft. In den nordöstlichen und höheren Landesgebieten wurde bis dahin wenig bis kein Ackerbau betrieben. Bundesrat und Parlament reagierten denn zunächst auch skeptisch. Wahlen suchte die breitere Öffentlichkeit, um Druck auf Gegner und Zauderer aufzubauen. Am 15. November 1940 hielt er in Zürich eine Rede, die vom Radio übertragen wurde und sich bald als schicksalhaft erweisen sollte: «Wir wollen kämpfen um die Unabhängigkeit der Schweiz mit Brot aus eigenem Boden.»

Der Zeitpunkt für Wahlens Auftritt war perfekt. Die Schweiz war eben von den Achsenmächten eingekreist worden. Seine Rede wurde

quasi als landwirtschaftlicher Rütli-Rapport aufgefasst, und Wahlen wurde damit zum Vater der Anbauschlacht. Nun änderte Bundesrat Walther Stampfli, Chef des Volkswirtschaftsdepartements, seine Meinung. Im Parlament nach seinem Schwenker gefragt, antwortete er: «Die vom Irrtum zur Wahrheit reisen, das sind die Weisen; die im Irrtum verharren, das sind die Narren.»

Der Erfolg des Wahlen-Plans war durchschlagend. Die Ackerfläche konnte verdoppelt werden. So auch die Kartoffelproduktion. Auch die Produktion des übrigen Gemüses sowie die Brotgetreideernte nahmen markant zu. Der Konsum von Kartoffeln und Gemüse musste während der ganzen Kriegszeit nie begrenzt werden. Der Grad der Selbstversorgung der Schweiz durch die eigene Landwirtschaft stieg von 52 auf 73 Prozent – was, in Nährwertprozenten gemessen, noch um einiges höher ausfiel, da der Konsum von Kartoffeln und anderen Ackerfrüchten gestiegen und der von Fleisch- und Milchprodukten stark gesunken war. Der Anbauplan brachte auch wichtige Nebeneffekte. Er führte zu einer grossen Solidarität. Viele Bürger halfen den Bauern bei der Mehrarbeit, die der Ackerbau verursachte. Dies umso mehr, als manche Bäuerinnen alleine waren, weil ihre Männer samt Pferden im Aktivdienst standen.

Weitere Hilfeleistungen kamen aus dem obligatorischen Jugend-Landdienst. Die Schweizer

Bevölkerung merkte, dass man mit der Anbauschlacht eigenhändig etwas gegen die Kriegsangst tun konnte, gegen die Erpressung durch das Ausland und drohenden Hunger. Selbst in privaten Gärten wurde Gemüse angepflanzt. Mut, Zuversicht und landesweite Solidarität kamen auf. Die Anbauschlacht prägte so substantiell eine entscheidende Epoche der Schweizer Geschichte.

Auch das Ausland bewunderte diese souveräne Selbsthilfe aus eigener Kraft und Ressource. Die Amerikaner liessen sich durch ihren Gesandten in der Schweiz, L. Harrison, regelmässig informieren. Dieser schreibt in einer Depesche vom 30.12.1940 von einem staatlich gesteuerten System, vom Anbauplan zum Zwecke der Selbstversorgung. Die USA waren am

## «Wir wollen kämpfen um die Unabhängigkeit der Schweiz mit Brot aus eigenem Boden.»

Resultat dieses Planes interessiert. So finden sich in einer Depesche im Jahr 1944 konkrete Zahlen zur Anbauschlacht. Das geschah nicht ohne Hintergedanken. Die Amerikaner wollten eine allzu grosse Bevorratung von Nahrungsmitteln in der Schweiz vermeiden. Es durfte nicht sein, dass Hitler im Falle eines Einfalls in die Schweiz eine willkommene Vorratskammer vorgefunden hätte.

Der Begründer der Schlacht auf heimischer Scholle schöpfte seine Inspiration und seine Vision aus seiner Heimat. Friedrich Traugott Wahlen, geboren und aufgewachsen in der Gemeinde Mirchel bei Zäziwil im Emmental, war geprägt vom ländlichen Milieu der Bauern und Handwerker. Der Vater war Lehrer, später Prediger, beides angesehene Ämter. Solchen Würdenträgern kam eine besondere Vorbildfunktion zu – und so auch ihren Kindern. Die enge Beziehung Wahlens zu seinen Eltern, seinem Elternhaus und Geburtsort ist verbrieft. Bei meinen Nachforschungen bin ich auf einen seiner Artikel gestossen, in dem er schreibt: «Ich betrachte es als ein Geschenk, in einem kleinen Dorf abseits von Verkehrslärm und Menschengetümmel geboren worden zu sein [...] Hier, wo das Kind die Freuden der Natur erfahren kann.»

Die Gespräche mit Weggefährten von Wahlen, die ich für meinen Dokumentarfilm über die Anbauschlacht geführt habe, zeigten, dass es ihn selbst als Bundesrat (1959–1965) immer wieder in seine Heimat und in sein Elternhaus,



*Helferwille:* Wahlen mit Gattin Helene, 1960.



*Ackerfläche verdoppelt:* Agronomie-Professor Wahlen, um 1940.



*Freuden der Natur:* Studenten bei der Heuernte in Obergesteln, 1940.



*Höhere Mächte:* Thuner Bauern beim Urbarmachen eines Felds, 1943.



*«Ich erwarte Ihre Vorschläge»:* Kartoffelernte vor dem Bundeshaus, 1944.

das alte Schulhaus in Mirchel, zog. Das «Huus-Gschmäckli» seiner Geburtsstätte «heimele» ihm, habe Wahlen bei der Ankunft zu Hause gesagt. Die starke Verwurzelung in der ruralen Schweiz bildete die Grundlage seines Engagements für das Gemeinwohl und die Hungernenden. Diese Wurzeln waren im tief religiösen Boden seines Vaters Johann Wahlen verankert. Dieser hatte im 19. Jahrhundert als Primarschüler im gleichen Jahr beide Eltern verloren. So wurde mein Urgrossvater sein Pflegevater und unterstützte ihn dabei, Lehrer zu werden.

Johann Wahlen wird als strenger, aber gütiger Lehrer und Prediger beschrieben. Die Kultur dieser Familie und des dörflichen Lebens um 1900 kann man so skizzieren: strenggläubig, protestantisch-calvinistisch, puritanisch, fleissig, sparsam. Bloss fünfzig Jahre zuvor hatte in dieser Gegend Gotthelf noch gewirkt.

In dieses Milieu wurde Friedrich Traugott 1899 als sechstes Kind geboren – und nur ein Jahr später kam mein Vater auf die Welt und sollte ein Nachbarsbub von Fritzli Wahlen werden. Noch zu meiner Jugendzeit begann der Unterricht in diesem gleichen Schulhaus mit einem Lied aus dem Kirchengesangbuch und einem Gebet. In vielen Familien, so auch der unseren, wurde nach dem Mittag- und dem Abendessen gebetet, dann wurden Texte aus der Bibel vorgelesen. Man dankte für das tägliche Brot, das gewissermassen als heilig galt.

### Strenge und Selbstdisziplin

Gottesfurcht und hohe Wertschätzung der Nahrung prägten Wahlens Leben von Beginn weg. Dazu kam eine angeborene Cleverness. Schon als Bub war Wahlen ein «Gefitzter», wie mein Vater erzählte. Beim Bauer-Spielen mit

Ameisen als Kühen habe Fritzli jeweils heimlich Zucker als Lockmittel verwendet, um die meisten «Kühe» zu besitzen. Bodenständigkeit und Schlauheit als Charaktereigenschaften blieben zentrale Wesenszüge des Studenten der Agronomie an der ETH Zürich wie auch des späteren Politikers, Denkers und Chefs der internationalen Entwicklungszusammenarbeit. Ehemalige Mitarbeiter Wahlens beschreiben seinen Führungsstil als kooperativ und delegationsfreudig. Er sei einer gewesen, der zuhören konnte, Ziele kooperativ vereinbarte und dann oft sagte: «Ich erwarte Ihre Vorschläge.»

Für meine Recherche zum Dokumentarfilm habe ich Briefe, Reden und zahlreiche andere Primärquellen studiert. Sie offenbaren einen Mann von anerzogener Strenge, Selbstdisziplin und arbeitsfreudiger Beflissenheit, aber auch von einer Sanfttheit, die bereits seinen Vater und

offenbar auch seine Mutter ausgezeichnet hatten. Auffallend an den Wahlen ist das hohe Pflichtbewusstsein gegenüber hilfsbedürftigen Mitmenschen. Für sie war es Ausdruck christlicher Nächstenliebe.

Nun könnte man denken, Wahlen sei in seinem Denken eher engstirnig als weltoffen gewesen. Er war beides: konservativ, heimatliebend einerseits und polyglott, von ganzheitlichem Denken andererseits. Als begnadeter Geistesarbeiter, eifriger Leser und neugieriger Weltreisender erweiterte er seinen Horizont. In jungen Jahren war er in Kanada und den USA tätig gewesen. Das machte ihn weltgewandt und sattelfest in Englisch und Französisch.

#### «Solidarität mit allen Rassen»

Nach dem Krieg stellte er sich in den Dienst der Weltgemeinschaft, trat der Ernährungs- und Landwirtschaftsorganisation der Vereinten Nationen bei (1949–1958), bereiste alle Erdteile und stieg in der Hierarchie dieser Entwicklungszusammenarbeit zur Nummer zwei auf. Wahlen befasste sich allerdings nicht nur mit Agronomie und Politik.

Eine «Weltweitsicht wie kaum ein anderer Politiker» attestierte ihm der unlängst verstorbene Geschichtspräsident Walther Hofer. Hofer war Nationalrat und Parteikollege von Wahlen in der Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei, aus der später die SVP entstand. Bundesrat Wahlen

habe sich für den Beitritt der Schweiz zum Europarat starkgemacht, betont Hofer weiter. Bezüglich EWG (Europäische Wirtschaftsgemeinschaft – heute EU) habe er als Bundesrat für die Schweiz eine Zusammenarbeit bejaht, aber nur unter Wahrung der Neutralität, des Föderalismus und der direkten Demokratie.

Das hinderte ihn nicht daran, international Akzente zu setzen. «Wir sind heute dazu aufgerufen, unsere Solidarität mit allen Rassen und Farben über die Grenzen der Länder und Kontinente auszudehnen», schrieb Wahlen 1961 in

#### Er war beides: konservativ und heimatliebend sowie polyglott und von ganzheitlichem Denken.

einem Aufsatz mit dem Titel «Die Aufgaben der Schweiz im internationalen Geschehen». 1962 zeichnete er als Vorsteher des Eidgenössischen Politischen Departements (heute EDA) für die Beilegung des Konfliktes zwischen Frankreich und seiner ehemaligen Kolonie Algerien verantwortlich. Indem er sich 1963 für den Beitritt der Schweiz zum Moskauer Abkommen zum Verzicht auf Atomwaffen einsetzte, sorgte er dafür, dass der Schweiz der Zugang zur friedlichen Nutzung der Atomtechnologie offen blieb.

Wahlen bejahte den technischen Fortschritt und einen gewissen Wohlstand. Dies bei sozia-

ler Verantwortung, die aber nicht allein vom Staat getragen werden sollte, sondern auch durch private Initiativen. In einem Referat an der Hochschule St. Gallen 1967 hielt er fest: «Gelingt es nicht, den Völkern der Dritten Welt die Zuversicht zu geben, dass ein Helferwille vorhanden ist und dass sich die eigenen Anstrengungen lohnen werden, so ist das wirtschaftliche und damit das politische Chaos unvermeidlich.»

Wahlen habe ich persönlich als bescheidene Persönlichkeit erlebt, die grosse Schau meidend, präzise und konzentriert im sprachlichen Ausdruck und sanft – er begegnete einem mit menschlicher Wärme im Gesichtsausdruck. Als er im Zenit seiner Laufbahn stand, vergass er nicht, zu erwähnen, wem er seinen Aufstieg am meisten verdanke. Ohne seine Frau Helene hätte er nie diese Höhen erreichen können, pflegte er zu sagen. Und als er zum Bundesrat gewählt wurde, verwies er auf höhere Mächte: «Ich könnte sie (die Aufgabe) alleine nicht tragen, zähle aber auf die Hilfe Gottes.»

**Ernst Wüthrich**, Bauernsohn aus dem Emmental, war Professor der Fachhochschule Nordwestschweiz. Aus Primärquellen und Gesprächen mit Zeitgenossen hat er zusammen mit Kollegen den Dok-Film «Friedrich Traugott Wahlen und die Anbauschlacht 1940–1945» produziert sowie drei weitere Filme über Leben und Wirken Wahlens. Filmbestellung: rudolf.meister@gmx.net.

# Informative Unterhaltung!

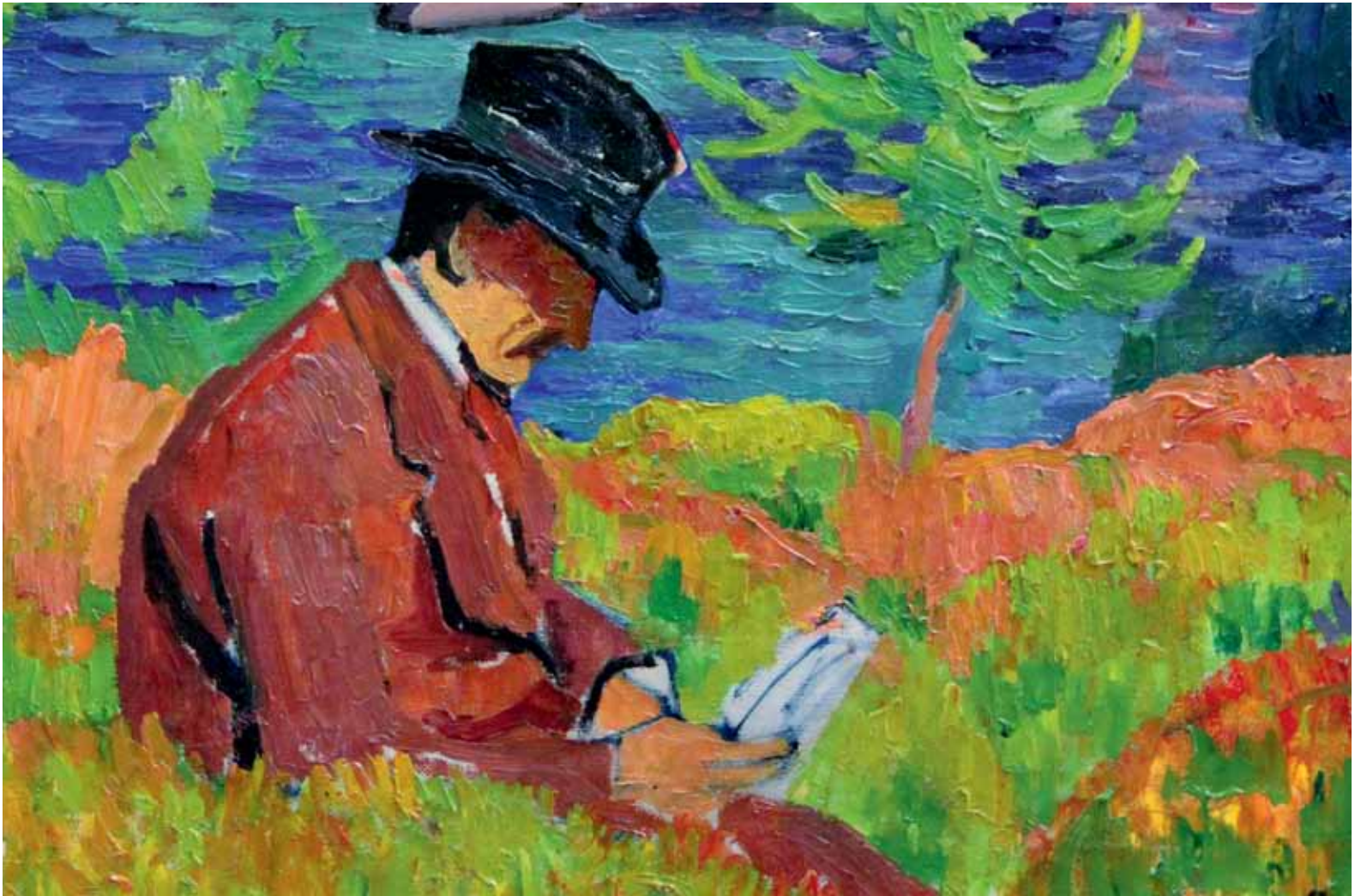
Regionale, nationale und internationale Informationen, Sport, Veranstaltungen und ein abwechslungsreiches Musikprogramm täglich bei Radio Central. **Infos auf [radiocentral.ch](http://radiocentral.ch)**



# RadioCentral

**So empfangen Sie Radio Central:** Oberer Zürichsee, Linthgebiet 91.3; 89.4 • Schwyz 102.6; 97.7; 93.2 • Glarus 92.1; 97.7; 89.3; 88.7 • Oberiberg, Hoch-Ybrig 107.1 • Unteriberg, Euthal, Studen 94.4 • Rothenthurm 106.9 • Ob- und Nidwalden 101.8; 103.0; 100.4; 99.0 • Uri 103.0; 101.8; 102.2; 97.7 • Luzern 100.1 • Willisau 94.8 • Wolhusen 88.6 • Sursee 93.0 • Region Triengen 97.5 • Engelberg 107.6 • Zug 99.2 MHz oder Kabelnetz • CentralWebplayer • Digitalradio DAB+ • Central-App • [www.radiocentral.ch](http://www.radiocentral.ch)





Gegen Anpasser und Gesetzesverbieger: Zaccaria Giacometti, porträtiert von seinem Coucousin Giovanni, 1916.

## Am Rande der bewohnten Welt

Der Staatsrechtler Zaccaria Giacometti (1893–1970) war ein unerbittlicher Verteidiger von Verfassung und Rechtsstaat. Er wirkte politisch gegen den Machtanspruch der Bürokratie und die Willkür der Exekutiven. Andreas Kley schrieb eine brillante Biografie über diese juristische Leitfigur. *Von Karl Lüönd*

«Ja, ja, so vieles ist grau, da muss man etwas dagegen tun.» Das war die Erklärung, wenn der hagere Herr mit dem Berglergesicht gefragt wurde, warum er fast immer eine rote Rose im Knopfloch trage.

Ansonsten war der besagte Herr ein Muster von biederer Unauffälligkeit, jedenfalls äusserlich. Nie sah man ihn anders als im dunklen Anzug. Auf den ersten Blick habe er kantig und abweisend gewirkt, sagen Studenten. Im Strassenverkehr oder auch nur auf den belebten Korridoren der Universität bewegte er sich unbeholfen. Auf manche habe er fast ängstlich gewirkt. Dazu kam, dass er ein schwerfälliges, deutlich vom Bergeller Italienisch gefärbtes Deutsch sprach. Wenn er in freier Rede nach einem passenden deutschen Ausdruck suchte, fuchtelte er mit seinen langen Armen verzweifelt durch die Luft: Zaccaria Giacometti, der wahrscheinlich bedeu-

tendste Schweizer Staatsrechtslehrer des zwanzigsten Jahrhunderts.

Zaccaria war knapp zwölf Jahre alt, als er nach dem Tod seiner Mutter zur Vollwaise wurde. Er und sein vier Jahre älterer Bruder Cornelio waren Cousins des später weltberühmten Alberto Giacometti, doch die Familien blieben sich fremd und verkehrten kaum miteinander. Cornelio und Zaccaria Giacometti kamen zu einem Grossonkel, der Konditor in Marseille war. Arm waren die beiden Waisen keineswegs. Jeder hatte etwa 27 000 Franken geerbt (zirka das Dreissigfache des heutigen Geldwerts).

### Kampf des freien Individuums

Schon als Gymnasiast in Schiers und später als Student bekam Zaccaria Giacometti mitunter die Bitterkeit des Lebens in der Minderheit zu spüren. Das Bergell «am Rande der bewohnten Welt», wie Heinrich Zschokke schrieb, war

nach der Eröffnung der Gotthardbahn ein mausarmes, seiner früheren Säumerwirtschaft beraubtes Anhängsel Graubündens: italienischsprachig, protestantisch, extrem strukturschwach. Wer hier nicht in Frustration alt werden wollte, wanderte aus. Und wer studieren wollte, hatte sowieso keine andere Wahl. Bei der Studienwahl war Zaccaria auf sich selbst gestellt. Er entschied sich gegen die Theologie und für die Rechte und wurde ein Schüler des grossen Fritz Fleiner.

Das alles wissen wir so genau dank einer soeben erschienenen grossen Biografie. Verfasser ist Andreas Kley, Professor für öffentliches Recht in Zürich. Sein Buch ist eine Kostbarkeit, denn es trifft ein heute wieder aktuelles Thema punktgenau: den Kampf des freien Individuums gegen staatliche Machtansprüche und die Versuche der Politik, die Wissenschaft in ihren Dienst zu nehmen. Das Buch ist aus-

gezeichnet geschrieben, überrascht mit originellen Zeit- und Sittenbildern und belegt seine wissenschaftliche Verbindlichkeit mit einem üppigen dokumentarischen Anhang. Bis in die letzte der über 1650 Fussnoten hinein ist der schön gestaltete Band sorgfältig recherchiert und gut zu verstehen.

Zaccaria Giacometti wurde persönlicher Mitarbeiter von Fleiner, der nicht nur als Gutachter, sondern auch mit Verwaltungsratsmandaten der Kreditanstalt und der Zürich-Versicherung stark ausgelastet war. Universitäre Assistenten gab es in den frühen zwanziger Jahren noch nicht. Der junge Jurist übernahm vor allem Gutachteraufträge. Dann lancierte ihn Fleiner als juristischen Mitarbeiter der Zürich-Versicherung. Schon in diesen Lehrjahren trat Zaccaria Giacometti öffentlich für staatsbürgerliches Selbstbewusstsein und strikte Verfassungstreue ein. Und seine glasklare Sprache, in sprödem Juristendeutsch, zeigte Wirkung, selbst in der bildlosen Bleiwüste der damaligen *Neuen Zürcher Zeitung*.

Giacometti kritisierte zum Beispiel, dass das Fürstentum Liechtenstein den katholisch-konservativen Churer Ständerat Friedrich Brügger zum Präsidenten seines Verfassungsgerichts bestellt hatte. Nach seiner Auffassung widersprach die Annahme dieses Amtes dem Ordensverbot nach Art. 12 BV 1874. Der Bundesrat teilte diese Meinung, Brügger trat sofort von diesem Amt zurück. Der kämpferische Protestant Giacometti hatte einen klassischen «Ultramontanen» öffentlich vorgeführt. Schon lange vor Beginn seiner akademischen Laufbahn genoss Giacometti den Ruf, ohne Scheu und ohne Ansehen der Personen seine Stimme zu erheben, wenn Regierung, Verwaltung oder Militär Verfassung und Recht verletzen.

Das autoritäre Denken breitete sich nach dem Ersten Weltkrieg in Europa stark aus. Auch in der Schweiz nahm die Neigung zum Regieren per Notrecht zu. Biograf Andreas Kley sagt es deutlich: «Die vorherrschende Meinung empfand die Bundesverfassung als lästige Fessel, welche wirksame Krisenbekämpfungsmassnahmen behinderte. Also strafte man sie mit Missachtung.»

### «Zufälligkeiten einer Volksabstimmung»

Schon damals gab es Anpasser und Gesetzesverbieger. SP-Ständerat Emil Klöti zum Beispiel warnte wörtlich vor den «Zufälligkeiten einer Volksabstimmung» und kam damit dem autoritären Zeitgeist entgegen. Bundesrat Edmund Schulthess, auf dem Papier freisinnig, verharmloste die vor allem in wirtschaftspolitischen Dingen willkürliche Praxis mit Begriffen wie der «blossenen Verfassungsritzung» und der «materiellen Dringlichkeit». Eine seiner Reden im Jahre 1934 gipfelte in der Bemerkung: «Während die Juristen über die Zulässigkeit dieses Vorgehens zu philosophieren Zeit haben, musste ich im Interesse der Aufrechterhal-

tung unserer Wirtschaft ohne Verzug handeln, sollte diese nicht zusammenbrechen und unser Land dem Chaos entgegengehen. Wir haben aus Notrecht gehandelt.»

Mit den «philosophierenden Juristen» war eindeutig der lästige Kritiker Giacometti gemeint, der – ab 1928 als ordentlicher Professor für öffentliches Recht – ungerührt öffentlich

---

### «Seine Konsequenz und seine Standhaftigkeit wirkten wie ein Fels.»

---

vertrat, was er für richtig hielt. Die ausufernde Anwendung von Not- und Dringlichkeitsrecht bezeichnete er in der *Schweizerischen Juristenzeitung* als «illegal» und «destruktiv». Immer wieder forderte er eine Normenkontrolle durch Verfassungsgerichtsbarkeit.

Kley: «An Giacometti schieden sich in der Bundesversammlung und in der Politik die Geister; seine Konsequenz und seine Stand-



*Lästiger Kritiker:* Professor Giacometti, 1953.

haftigkeit wirkten wie ein Fels, der einen Fluss von beliebigen Meinungen teilte. Die Öffentlichkeit nahm seine Stellungnahmen mit Sympathie und grossem Interesse zur Kenntnis. Fast alle Tageszeitungen rapportierten [...] ausführlich.» Giacometti wurde eine im ganzen Land bekannte Persönlichkeit.

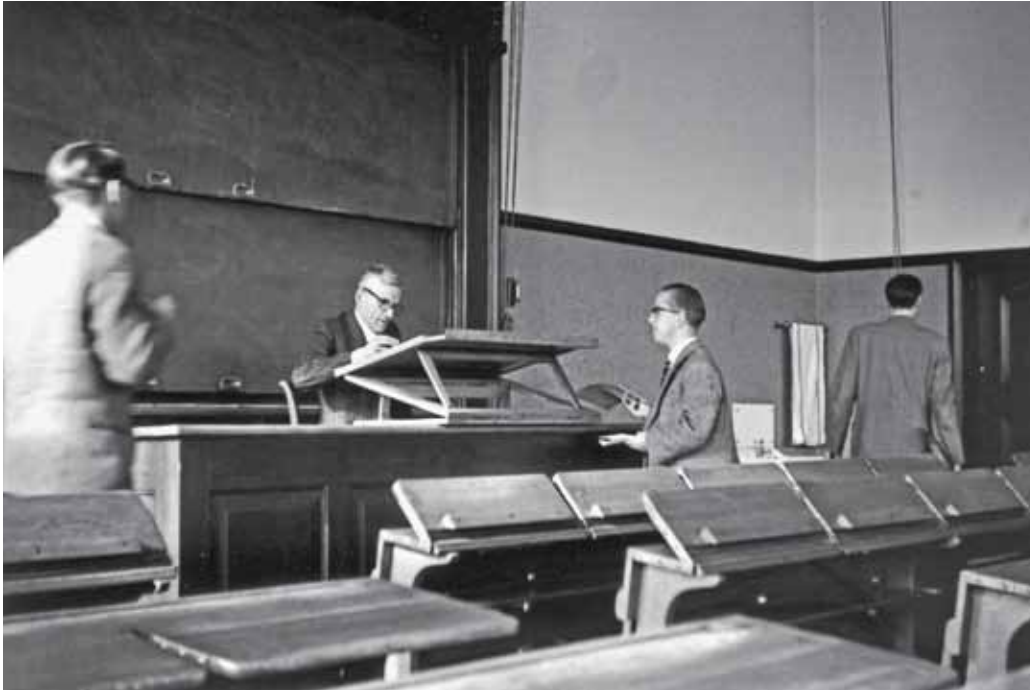
Die auf Notrecht gegründeten Vollmachtenbeschlüsse lehnte er nicht rundweg ab. In einem Vortrag von 1942 anerkannte er, dass der Krieg naturgemäss «eine Konzentration der staatlichen Macht in wenigen Händen und damit vielfach eine weitgehende Suspension der Verfassung» bedinge. [...] Aber die Stellung der Bundesversammlung sei gemindert; sie führe

«in gewissem Sinne ein Schattendasein», weil die parlamentarische Kontrolle in die Vollmachtenkommission verlegt worden sei. Die Sessionen der Bundesversammlung würden immer kürzer. Die Bundesverfassung sei «heute auf weiten Gebieten ein Trümmerfeld». Der Bund erscheine «als ein autoritärer Staat mit totalitären Tendenzen», und die Freiheitsrechte seien ausgeschaltet. In der Tat kamen von 1919 bis 1939 nicht weniger als 148 «notrechtlich» begründete dringliche Bundesbeschlüsse zustande, die dem Referendum entzogen waren, während die Bundesversammlung in der gleichen Zeit nur 145 nicht dringliche Bundesbeschlüsse und -gesetze erliess.

Im Reizklima der Aktivdienstzeit brauchte es Mut, sich notfalls auch auf die Seite extremer Minderheiten zu schlagen. Professor Giacometti wehrte sich öffentlich gegen das Verbot der kommunistischen Partei der Arbeit und gegen die während des Krieges praktizierte Ausbürgerung von Schweizer Staatsangehörigen, unter anderem auch von Anhängern des Dritten Reiches, die im Ausland lebten. Giacometti beharrte darauf, dass irgendwelche Lehren, zum Beispiel die kommunistische, nicht verfassungswidrig seien, «insofern sie die Abänderung der Verfassung nicht auf revolutionärem Weg anstrebten».

Dieser Gelehrte, der vom Lehrstuhl herab unangreifbar Politik und Verwaltung abkanzelte, muss unheimlich genervt haben. Selbst ein so besonnener Ständerat wie Friedrich Traugott Wahlen verhöhnnte 1942 Giacomettis «formaljuristischen Standpunkt» und setzte dessen «kaltem Formalismus» das «warmblütige Leben» entgegen. Dafür genoss Giacometti den Respekt und die Verehrung von Andersdenkenden. So war er zum Beispiel Doktorvater des bekannten sozialistischen Anwalts und Politikers Fritz Heeb (1911–1994). Dieser rühmte Giacomettis «geistige Toleranz, die in den dreissiger Jahren an der Universität Zürich vor allem von den wenigen sozialistisch gerichteten Studenten als Rarität dankbar empfunden wurde».

Zaccaria Giacomettis Haltung hatte auch politische Wirkung, vor allem in den ersten Nachkriegsjahren. Er wandte sich gegen die Ausnützung der Wasserkräfte im Rheinwald unter Umgehung von Kanton und Gemeinden (1946) oder gegen die Verstaatlichung der Zuckerkwirtschaft. Im letzteren Fall folgte das Volk der Opposition und lehnte die Vorlage ab. Auch das Tuberkulosegesetz von 1949, mit dem alle Leute zur Schirmbilduntersuchung hätten gezwungen werden sollen, wurde verworfen. Mit dem gleichen Argument der Verletzung der persönlichen Freiheit lehnte Giacometti auch die obligatorische Krankenversicherung für tiefere Einkommenschichten ab, was ihm Anfeindungen der Linken eintrug. Auch die von Giacometti als verfassungswidrig gescholtene Autotransportordnung wurde abgelehnt. Wiederholt bejahte der Professor zum Ärger der da-



**Geistige Toleranz:** Giacometti bei einer Vorlesung an der Uni Zürich, 1957/58.

malignen Classe politique dagegen die Zulässigkeit der unbequemen, aus Naturschutzkreisen lancierten Rheinau-Initiative.

### Systematik und Gedankenklarheit

Der knorrige, manchmal unnahbar wirkende Professor lebte in kinderloser Ehe. Gesellschaftliche Verpflichtungen mied er, wo er konnte, denn er hatte zu arbeiten. 1941 brachte er neben Vorlesungen, Dissertationsbetreuungen und Verwaltungskram das erste seiner drei grossen Lehrwerke unter Dach: «Das Staatsrecht der schweizerischen Kantone». Es wurde für seine Systematik und Gedankenklarheit vielfach gerühmt und ging von einem radikalen Freiheitsbegriff aus.

Biograf Kley situiert dieses Bekenntnis zeitgeschichtlich treffend: «Giacometti hatte sein Werk gegen den Trend der Zeit verfasst, ohne dass absehbar war, ob die Idee der Freiheit gegenüber einer tyrannischen Gewaltherrschaft militärisch gewinnen würde. Das erforderte nicht nur einen festen Glauben an die Freiheit, sondern auch persönlichen Mut.»

Schon damals wussten die Mächtigen auch im Inland ihre Gunst nach ihren Interessen zu verteilen. Zwar zogen manche Bundesämter und Departemente den eigensinnigen Professor, der sie bei anderer Gelegenheit heftig kritisiert hatte, als Gutachter bei, doch orientierte sich der Bundesrat selber «lieber an Rechtsberatern, die ihm freundlicher gesonnen waren und <politiknahe> Auffassungen vertraten» (Kley). Bei der Presseüberwachung und in Fragen des Völkerbundes kam folglich der gouvernementaler gesinnte Dietrich Schindler zum Zug.

Die rund 200 Gutachten, die Giacometti in seinen 34 Jahren als Hochschullehrer erstattet hat, entstanden vor allem für Gemeinden und Kantone, halfen aber auch Privatperso-

nen und Firmen, sich gegen die kriegswirtschaftliche Bürokratie zu wehren. Giacometti nannte die Bestimmungen des Vollmachtenbeschlusses durchaus unjuristisch, aber deutlich «Kautschukparagrafen». Bei der Interpretation der Freiheitsrechte plädierte er als Erster für die sinngemässe Ausdehnung der Pressefreiheit auf Rede, Film, Theater, Brief und bildende Kunst, ja, er forderte sogar eine «Ehrverletzungsfreiheit» für die Presse. Diese sei, so schrieb er im «Bundesstaatsrecht», «erforderlich, soll sich die Pressefreiheit als funktionelle Grundlage der Demokratie auswirken können».

### «Garant der Freiheitsrechte»

1960 musste sich der Professor lange vor der Zeit aus gesundheitlichen Gründen zurückziehen; zehn Jahre später starb er in aller Stille. Eine ganze Generation seiner Studenten sind prominente Juristen und Professoren geworden, unter vielen anderen Cyril Hegnauer, Max Imboden, Riccardo Jagmetti, Werner Kägi, Martin Lendi und Martin Usteri.

Als Giacometti 1954 Rektor der Universität Zürich wurde, hielt er an der Stiftungsfeier der Universität eine vielbeachtete Rede und sagte Sätze, die man hinterher als sein intellektuelles und staatsbürgerliches Vermächtnis lesen kann: «Je mehr der Sinn für wirtschaftliche Unabhängigkeit vom Staate lebendig ist, je weniger Hilfe das Volk vom Gemeinwesen verlangt, in desto wirksamerer Weise kann es wohl Garant der Freiheitsrechte sein; denn die Staatshilfe führt bekanntlich zur Staatsintervention und damit zur Freiheitsbeschränkung.»

**Andreas Kley:** Von Stampa nach Zürich. Der Staatsrechtler Zaccaria Giacometti. Schulthess. 538 S., Fr. 59.–

## Zeitgeschichte

# Ein- und Übergriffe

**Wenn Willkür Instrument des staatlichen Wirtschaftens ist.**

Auf Not- und Dringlichkeitsrecht wurden namentlich in den 1930ern, den Krisenjahren, Ein- und Übergriffe des Bundes gestützt, die heute unglaublich anmuten. Der bekannteste Fall ist das Filialeröffnungsverbot von 1933. Eine grosse Koalition aus Bauern, Gewerblern, Konsumgüterindustrie und der Linken (die damals eng mit den Konsumgenossenschaften verbunden war) machte den rechtsstaatlichen Skandal unter dem Vorwand des Schutzes des kleinen Detailhandels möglich. Getroffen wurden gleich zwei ebenso tüchtige wie verhasste Konkurrenten der Kleinhändler: die hauptsächlich von Juden geführten Warenhäuser mit ihrem professionellen, internationalen Einkauf – und Gottlieb Duttweilers Migros, die gerade ihre schwierige Anfangsphase überwunden hatte und in die Westschweiz expandieren wollte. Die Classe politique handelte sich damit für Jahrzehnte ein Problem ein. Duttweiler antwortete nämlich: «Damit zwingen mich meine Gegner, in die Politik zu gehen.» 1935 stellte er unter der Marke des «Landesrings der Unabhängigen» eine Nationalratsliste zusammen, die auf Anhieb sieben Mandate errang.

Ein anderes Beispiel hat der Altdorfer Industrielle Adolf Dätwyler überliefert. Er schloss einen Lizenzvertrag mit Firestone ab, um in Pratteln eine Reifenfabrik zu bauen. Der einzige schon bestehende Schweizer Konkurrent setzte beim Arbeitgeberverband und beim Autogewerbe Druck gegen dieses Projekt auf. Letzteres fürchtete um seine überhöhten Margen. Eine mächtige Lobby erreichte beim berühmten Minister Walter Stucki vom Volkswirtschaftsdepartement die Zusicherung, dass der Bund diese «unerwünschte» neue Fabrik bekämpfen würde, etwa durch Nichterteilen von Arbeitsbewilligungen für ausländische Spezialisten, durch erschwerte Einfuhr von Maschinen oder durch Entzug der damals nötigen Einfuhrkontingente für Rohstoffe. Dätwyler handelte als Unternehmer und schuf Fakten. Ende 1934 begann er in Pratteln zu bauen. Den Ausschlag zugunsten Dätwylers soll ein Machtwort Rudolf Mingers, des Vorstehers des Militärdepartements, gegeben haben. Die Armee wollte nicht von einer einzigen inländischen Reifenfabrik abhängig sein. *Karl Lüönd*

# Mitten durch den Schnabel

Wer Fleisch isst, soll gefälligst auch den Mumm haben, die Tiere selber zu erlegen, heisst es. Das ist natürlich Unsinn. Trotzdem wollte ich wissen, ob ich dazu fähig bin. An einem Schlachtkurs im Kurszentrum Ballenberg habe ich es herausgefunden. Von Gion Mathias Cavelti und Holger Salach (Bild)

Freitag, 28. November 2014. Ein normaler Tag für mich – für K. sieht die Sache allerdings ein bisschen anders aus, denn heute soll sein letzter Tag auf Erden sein. (Wurde dies von einem unbarmherzigen Schicksal womöglich schon vor langer Zeit so vorherbestimmt?) Nebel bedeckt das Berner Oberland. In wenigen Minuten wird der Bus der Linie 151 die Station Ballenberg West erreicht haben. Ich bin der einzige Passagier. In meinem Reisegepäck dabei: zwei scharfe Messer, diverse Lappen und eine Schürze. Und ein Paar Gummistiefel, denn bald soll ich in Blut waten.

16.00 Uhr, Kurszentrum des Freilichtmuseums Ballenberg. Ich nehme mit den sieben anderen Teilnehmern des Kurses 105.004 «Fleischverarbeitung» an einem Tisch Platz, drei Frauen, vier Männer. Der zentrale Punkt: Wir sollen lernen, wie man ein Tier schlachtet – in unserem Fall ein Huhn. («1 Huhn zum Schlachten, nüchtern = während 12 Std. ohne Futter, nur Wasser», hatte es auf der Liste der zum Kurs mitzubringenden Dinge respektive Tiere geheissen, vor dem letzten Punkt «saubere Gummistiefel»). Falls man über kein eigenes Schlachttier verfüge, könne man Adrian Knüsel, Leiter des Kurszentrums, kontaktieren, der eines zu organisieren versuchen wolle. Was ich gemacht habe, denn ich besitze nur zwei Katzen und denke nicht daran, diese zu schlachten. Wobei: manchmal...)

## «So wie bei Exit»

Doris, die Kursleiterin, begrüsst uns. Sie ist vom Frauentypus, den man lebensstüchtig, patent, unzimperlich nennen könnte. Die weisse Narbe an ihrem linken Unterarm rührt von einem Güggel (erfahrener Schönheitskonkurrenz-Teilnehmer) her, der ihr einmal mit seinen Sporen zugesetzt habe (solche Verletzungen gehören laut Doris einfach dazu; gerade bei *Chüngel*-Züchtern sehe man das «noch häufiger», wenn sie sich mit ihren Kleinkaliberpistolen in den Fuss oder ins Bein geschossen hätten).

«Beim Schlachten gibt es kein Entweder-oder», gibt Doris den Tarif bekannt. Wichtig sei natürlich, dass man mental gut vorbereitet sei. Die Teilnehmer müssen sich nun vorstellen – darunter befindet sich etwa eine ehemalige Kindergärtnerin, die einen «Kinderabenteurerhof mit Hühnern» plant, oder ein Ehepaar (bereits Besitzer einiger Diepholzer Gänse; er ist beim VBS «etwas in der Sicher-

heit», sie Ernährungsberaterin), das «in Richtung Selbstversorger» gehen und lernen will, wie man «Hühner aufzieht, durchs Leben begleitet und schliesslich schlachtet, so dass es würdig für sie ist, so wie bei Exit».

## Schnitt, finaler Stich

Fünf «schöne Legehybriden» seien zum Schlachten organisiert worden, erklärt Doris danach, «deutsche Lachshühner mit gefiederten Füssen, Jahrgang 2012». Zwanzig Franken koste das Stück. (Legehybriden? Klingt nach Philip K. Dick und elektrischen Schafen. Ist zwanzig Franken teuer für ein Huhn? Was kostet ein halbes Güggeli in der Migros? – Diese Gedanken gehen mir an dieser Stelle durch den Kopf.)

Ein junger Kursteilnehmer hat ein eigenes Huhn mitgebracht, zwei miteinander befreundete Elektroingenieure mit St. Galler Akzent (Typus «SRFbideLüt-Männerküche»-Kandidaten) je eine Ente. «Sie haben es nicht so gerne gehabt, wenn wir im Auto um die Kurven gefahren sind, dann haben sie «quäck-quäck» gemacht», berichtet einer der beiden. «Wie laufen sie herum? Wie Pinguine?», will die Kursleiterin wissen. «Nein, es sind Tiefgänger», antwortet der Elektroingenieur. (Recht strange, der Dialog, dünkt mich.)

Jetzt geht es los.

Der ebenfalls anwesende Adrian Knüsel erklärt, wie die Kaffeemaschine bedient wird. Genauer gesagt gibt es zwei Kaffeemaschinen, «eine schweizerische, die ist simpler, und eine italienische, die ist schwieriger zu bedienen». Worauf Herr Knüsel besonderen Wert legt, ist der Gebrauch eines «Untertellerchens für die Tässchen – Untertellerchen sind eine kulturelle Errungenschaft, die man nutzen sollte».

Nach der Kaffeepause geht es richtig los. Damit gemeint: Bereits steht das Schlachten an. War die Stimmung bislang neutral, so macht sich nun schon eine gewisse allgemeine Beklommenheit breit.

Um 16.45 Uhr ziehen sich alle ihre Gummistiefel und eine Schlachterschürze aus dünnem weissem Plastik an. Ein junger Kursteilnehmer schneidet sich in den Finger, als er seine Messer auspackt. Nacheinander treten wir ins Freie. Unter einem hölzernen Unterstand befindet sich der Schlachtplatz. Der Boden wurde mit Plastikplanen abgedeckt. Drei Ausbluttrichter stehen da. Es ist schon recht dunkel, der Wind weht merklich. Die Plastikschürzen flattern. Es ist kalt.

Doris nimmt ein Eisenrohr zur Hand. Damit gelte es nun, den Hühnern auf den höchsten Kopfpunkt zu schlagen, ein «zünftiger Schlag» solle es sein. Danach stecke man das Huhn in einen der Trichter, so dass der Kopf unten rausschaut. Mit seinem Messer müsse man nun dem Tier durch den Schnabel hindurch die beiden Halsschlagadern links und rechts durchschneiden und schliesslich – immer noch durch den Schnabel hindurch –

## Es ist schon recht dunkel, der Wind weht merklich. Die Plastikschürzen flattern.

durch die Gaumenspalte ins Hirn raufstechen. «Der Tod tritt ein mit dem Stich durchs Hirn.» Sie persönlich drücke den Hühnern bei der Prozedur immer die Augen zu, fügt Doris noch an, «das habe ich nicht gern, wenn sie mich noch anschauen».

Warum man den Hühnern nicht einfach den Kopf abschlage, will einer in der Runde wissen. Antwort: Ethische Gründe – aber es sei auch schlicht unappetitlich, wenn da das Blut rhythmisch aus dem Hals spritze; zudem kämen beim Huhn so noch «ungeheure» letzte Kräfte zum Vorschein. Doris öffnet eine Kartonkiste und packt das sich darin befindende Huhn an den Flügeln. Das Huhn schreit (wenn man bei dem Geräusch von Schreien reden kann). Will sich losreissen. Doch da hat ihm die Kursleiterin auch schon das Eisenrohr übergezogen. Kopfvoran steckt sie es in einen der Trichter; Schnitt, finaler Stich.

Dunkelrotes Blut tropft auf die Plastikplanen. Dickflüssig, behäbig, träge. Tja. Das war's.

Das Huhn blutet aus. Tropf. Tropf. Tropf.

Das anschliessende Abbrühen des toten Huhns in einem Kessel und das Rupfen («Me muess scho chli zieh») spielt sich für mich wie in einem eigenartigen Traum ab; die Kursleiterin schält dem Tier die Haut von den Füssen und zieht ihm die Fussnägel raus; der Horngeruch der dampfenden Federn hat etwas Beduselndes. Alles irgendwie unreal, wie in einem Theater. Das Huhn ist nackt.

## Das Ausnehmen geht zu schnell

Im Kursraum drückt ihm Doris den Magen aus, gräulicher Grasbrei kommt raus («Das Vieh hät no öppis gfrässe!»). Abtrennen der Füsse (es macht natürlich «knack»), Durchtrennen der Speise- und Luftröhre, Kloaken-



*Nach der Kaffeepause geht es richtig los: Autor Cavelty, Huhn.*



*Alles irgendwie unreal: Cavelty, Übungshuhn K.*



*«Wo sind jetzt die Chicken-Wings?»: Schlachtgut.*



*Resultat: Flügeli im Frischhaltebeutel.*

ring abschneiden – das Ausnehmen geht zu schnell für mich, ich kann nicht recht folgen, irgendwann liegt auf dem Tisch ein Sumpfaus Eingeweiden, daneben ein rotes Eilein, das aussieht wie eine Cherrytomate.

Hm. Mehr fällt mir zum Ganzen nicht ein. Jedenfalls nichts in Richtung «Betrachtung über die Wunder der Schöpfung» oder so. Es geht wieder nach draussen; jetzt sind wir dran. Einer der Entenmenschen macht den Anfang. «Zack», haut er seinem Tier das Rohr auf den Kopf, in den Trichter rein, Schnitt, Stich, Zucken der Füsse («Kann bis zu zwei Minuten dauern–Nerven»). Null Problemo. «Nächst!», dröhnt die Kursleiterin.

Nach Ente Nummer zwei ist die Ex-Kinderärztin dran. Auch sie (wie auch die Ernährungsberaterin) bringt die Sache, ohne mit der Wimper zu zucken, hinter sich, allerdings schlägt sie den Legehybriden nicht richtig auf den Kopf, viel zu schwach, zwei Mal, drei Mal; Doris muss helfen.

### Ganz böse kleine Augen

Eine Dame habe mit einem *Chüngel* auf der Autofahrt von Zürich hierhin eine richtige Beziehung aufgebaut, ihn dann aber trotzdem geschlachtet, erzählt mir die Kursleiterin; Frauen hätten hier noch nie gekniffen. Während die einen noch schlachten, rupfen die anderen schon; offenbar ist einem wieder ein bisschen munterer zumute, erste Scherze werden gemacht («Huere fette Arsch.» – «Die hät Haar unter dä Achsle.» – «Wo sind jetz die Chicken-Wings?»).

Alle sind schliesslich durch, ich bin der Letzte.

Ich öffne meine Kartonschachtel – und da ist mein Huhn, K. (K. habe ich es getauft, weil es von K.s ja nur so wimmelt, unter anderem in der Weltliteratur – Geschöpfe, die ohne jegliches Verschulden in den Sog irgendwelcher willkürlicher Mächte geraten, die mit ihnen machen, was sie wollen.)

«Hat das Huhn einen Namen?» will ich von Doris dann doch noch wissen. Hat es nicht. Weiss K., was jetzt gleich passieren soll? Es ist ganz ruhig, macht keinen Mucks. Hat sich K. seinen Tod so vorgestellt? Kann es sich seinen Tod überhaupt vorstellen? Hat es die kleine Hoffnung, dass es davonkommt? Wenn sich sein Vater und seine Mutter einen Tag später kennengelernt hätten – würde es jetzt in dieser Schachtel hocken? Könnte es sein, dass das ganze Universum nur in K.s Vorstellung existiert? Und dass – wenn ich in K.s Hirn steche – alles zerplatzt?

Ich packe K. an den Flügeln, halte es hoch und blicke ihm in die Augen. K. schaut giftig zurück – «giftig» im Sinne von «eigentlich recht unsympathisch». Ja, K. ist mir nicht sympathisch. Die Augen. Im Prinzip sind das ganz böse kleine Augen. Trotzdem – das merke ich in diesem Moment – werde ich es nicht fertig-



Ein gewisses Gefühl des Stolzes: Suppenhuhn K.

bringen, K. zu töten. Etwas durchströmt diese Kreatur – etwas, das ich ihr nicht nehmen darf.

Nein, ich will K. nicht umbringen. Und auf die ganze Diskussion von wegen «Wer Fleisch isst, soll gefälligst auch den Mumm haben, die Tiere selber zu erlegen» mag ich nicht eintreten. Sie ist absurd – es gibt für das Töten von Tieren schlicht und einfach Spezialisten (sogenannte Metzger). Genauso, wie es fürs Schuhe- und Uhren- und Hemdenherstellen Spezialisten gibt. Stellt irgendjemand seine Uhren und seine Schuhe und seine Hemden selber her? Eben.

Doris erledigt das Huhn für mich.

«Ich möchte trotz allem wissen, was es in seinen letzten Sekunden wohl gedacht hat», murme ich vor mich hin, während K. im Trichter ausblutet. «Viel denken die nicht», entgegnet Hanspeter, Sohn und Assistent der Kursleiterin.

Ich tauche K. in einen Eimer mit heissem Wasser, beginne mit dem Rupfen. Bald habe ich vergessen, dass es vor kurzem noch ein lebendes Wesen war. Die Gänsehaut mit ihren kleinen runden Erhebungen sieht enorm ko-

### Etwas durchströmt diese Kreatur – etwas, das ich ihr nicht nehmen darf.

misch aus. Der Monty-Python-Ritter kommt mir in den Sinn, wie er allen sein gerupftes Huhn über den Schädel zieht. Alles allfällig Metaphysische ist auf einen Schlag weg.

Auch beim gemeinschaftlichen Ausnehmen im Kursraum ist die Stimmung aufgeräumt-geschäftig; links und rechts werden Kloakenringe abgeschnitten und Hühnerfüsse abgetrennt, als habe man sein Leben lang nichts anderes gemacht; die Ernährungsberaterin verkündet: «Ich muss einfach d Anatomie vu däne Vögel no lärne – isch einfach echli andersch als bim Mänsch»; einer der Elektroingenieure erinnert sich an einen Kurs, den er letztes Jahr im Kurszentrum Ballenberg absolviert hat, nämlich den Kurs «Nassrasieren». Da lernt

man, sich mit einem Barbiermesser zu rasieren. Die Teilnehmer mussten alle unrasiert antreten. Es habe übrigens auch eine «komische» Frau am Kurs teilgenommen, mit einem unrasierten (menschlichen) Versuchskaninchen. Er selbst rasiere sich trotz erfolgreicher Absolvierung des Kurses nicht auf diese Art, das sei «viel zu gefährlich». Ein normaler Tag für mich. Ein normaler Tag wohl auch für K.

(Ein gelungener Schlusssatz, wie ich finde.)

PS: Die Geschichte von K. ist hier natürlich noch nicht zu Ende. Unter Anleitung von Doris zersägte (Pardon, aber ich habe noch nie etwas mit Knochen und dergleichen zu tun gehabt) ich das Tier in seine diversen Teile und verpackte die essbaren in Frischhaltebeutel. In einen Beutel kommen die zwei Flügel, in einen die Brüstchen, in je einen ein Schenkel. Die Karkasse (das Gerippe) schenke ich der Ernährungsberaterin, die ist sehr interessiert daran.

### «Kaugummi ist besser»

Auf dem Heimweg merke ich, dass ich ausgerechnet den Beutel mit den Brüstchen im Kursraum vergessen habe. Zu Hause lege ich die drei nichtvergessenen Beutel in den Kühlschrank. Dabei überkommt mich ein gewisses Gefühl des Stolzes. Zwei Tage später bereitet meine Frau das Huhn respektive seine Teile zu. Steckt es, nachdem sie es angebraten hat, in einem Bräter in den Ofen, auf einem Gemüsebett aus roten Zwiebeln, Kartoffeln et cetera liegend. Eine Stunde später ist der grosse Moment gekommen. K. wird serviert. Dazu lasse ich etwas Fröhliches laufen, nämlich das Lied «Funiculì, Funiculà».

Ich beginne, an einem der Schenkeli herumzuschneiden, und muss feststellen: Es geht fast nicht. K. ist zäh wie Leder. «Wie Kaugummi», sagt meine kleine Tochter. «Aber Kaugummi ist besser.» – «Es ist unessbar», konstatiert meine Frau. «Haben sie keine Instruktionen gegeben, dass man es noch lagern müsse? Wahrscheinlich ist das ein Suppenhuhn. Ist das ein Suppenhuhn?» – «Was weiss ich», murme ich.

Ich greife zum Hörer und rufe einen der Elektroingenieure auf dem Handy an. «Ciao, Patrick! Du, ich habe jetzt gerade mein selbstgeschlachtetes Huhn gekocht – es ist wahnsinnig zäh! Ist das vielleicht ein Suppenhuhn?» – «Na klar ist das ein Suppenhuhn! Dafür musst du eine Stunde rechnen plus eine Stunde pro Lebensjahr... oder war's pro Kilo?»

K. kocht jetzt für die nächsten Stunden auf kleiner Flamme vor sich hin. Zum Nacht gibt es (seit zwei Tagen abgelieferte) Schweinsbratwurst.

Zum Thema: [www.ballenbergkurse.ch](http://www.ballenbergkurse.ch)

Gion Mathias Cavelti ist Schriftsteller und Satiriker in Zürich. Seine Homepage ist [www.nichtleser.com](http://www.nichtleser.com)

# JETZT NEU!



VIGNETTE  
2015  
GRATIS



Falstaff – das renommierte Gourmet- und Wein-Magazin – jetzt auch in der Schweiz.

Sichern Sie sich Ihr Jahresabo (8 Ausgaben für Fr. 65,-) mit gratis Autobahnvignette (im Wert von Fr. 40,-).

Informationen und Bestellung unter: +41 44 245 45 50,  
abo@falstaff.ch oder auf [www.falstaff.ch](http://www.falstaff.ch)



## falstaff

GENIESSEN WEIN ESSEN REISEN

Folgen Sie uns auch auf  
[www.facebook.com/falstaff.magazin](http://www.facebook.com/falstaff.magazin)





*Junge Hunde*: Rolling Stones, 1966.





## Legendenbildung

Von Daniele Muscionico

**E**in Bild wie aus dem Lehrbuch für Jungfotografen. Eines aus der Zeit, als man als Fotograf noch die Persönlichkeit eines Haudegens hatte und nicht das Hirn eines Software-Programmierers.

Fünf Menschen im Morgenlicht. Der Sonnenaufgang kann jeden Moment losgehen. Es ist kalt, sonst wären die Männer nicht so verumummt; es ist Winter, sonst trügen die Bäume Laub. Wieso man das weiss? 1966, als dieses Bild entstand, arbeiteten Fotografen zwar sehr wohl mit Filtern und Objektiven. Doch keiner konnte, wie heute, auf dem Bild eine Morgenstimmung nachinszenieren oder Bäume entlauben, etwas, wozu heute jeder Laubsauger fähig ist.

Fünf Männer in der Morgendämmerung. Fünf Männer? Im Grunde steht da nur einer, eine Mittelfigur, offen und offensiv sein Blick, sich seiner Wirkung bewusst und bewusst sein Publikum im Blick, der wie ein Schlangenbeschwörer sein Gegenüber fest im Auge behält. Das Bild zeigt zwar eine Gang, vor allem aber zeigt es die Dominanz ihres Gang-Leaders.

Dazu wischt der Fotograf Bewegung ins Bild, Bewegungsunschärfe, denn: Die Jungs in diesem Park in London mochten zwar hundemüde sein, sie standen – wie sie auf einer ihrer Singles sangen – vielleicht sogar vor ihrem «19th Nervous Breakdown». Diese Gang hier hatte die letzten drei Jahre vor allem in Tonstudios und Tourbussen gelebt. Aber sie war die Hoffnung ihrer Generation, und sie hatte den Sound ihrer Generation. Sie hatte die Botschaft, und sie war die Botschaft, «I Can't Get No Satisfaction!»

Gered Mankowitz ist der Fotograf dieses vielleicht berühmtesten Coverbildes der fünf Wilden von deren Album «Between the Buttons». Mankowitz war Teil der Gang damals, Teil der Rolling Stones. 1965 begann er sie zum ersten Mal zu fotografieren, junge Hunde, sie waren noch keine gute Live-Band, das waren die «Beatles». Mankowitz, später der bedeutendste Fotograf der britischen Rockgeschichte, inszenierte sie als Verschworene, die, ähnlich wie hier, neugierig auf ihre Zukunft waren, fast unsicher der Blick – und in der Luft die Frage, ob sich der Erfolg ihres letzten Albums wohl wiederholen liesse...

Nur wenige Monate nach Entstehen dieses Bildes gastieren die Stones in der Schweiz, im Zürcher Hallenstadion. Ihre heisse Nacht war das Vorspiel zu allem Kommenden, den 68er Unruhen. Wer die Zukunft in diesem Bild vorhersieht, der singe den ersten Ton.

**The Rolling Stones.** Grosse illustrierte Geschichte, anlässlich ihres 50-Jahr-Jubiläums. Taschen-Verlag



Radikaler Humanismus: Autorenlegende Steinbeck.

## Literatur

# Schwarzer Steinbeck

In den USA wurde eine verschollene Kurzgeschichte von John Steinbeck entdeckt. «With Your Wings» dokumentiert den Nobelpreisträger als Kriegspropagandisten und Vorkämpfer der Bürgerrechte für Schwarze. Die *Weltwoche* druckt die Trouville erstmals auf Deutsch (siehe Seite 60). Von Urs Gehrig

**E**in leises Rauschen, ein fernes Knistern, Amerika hört Radio mitten im Krieg. «Ich lese euch jetzt eine kurze Geschichte vor», sagt eine warme Stimme, feierlich und sonor, «geschrieben von einem der grössten Talente der amerikanischen Literatur.» Die Radiostimme gehört Orson Welles. Die Worte, gehalten in naturalistisch-realistischem Stil, stammen von John Steinbeck.

Seine Kurzgeschichte mit dem Titel «With Your Wings» erzählt von einem Militärpiloten, der nach seiner Brevetierung in sein Elternhaus zurückkehrt. Steinbeck schrieb sie speziell für Orson Welles' Radioprogramm «Ceiling Unlimited», eine patriotische Sendung während des Zweiten Weltkriegs, finanziert vom Kriegsministerium. Fünf Minuten dauert die Lesung. Ein Orchestervorhang legt sich über Orson Welles' Schlussworte, dann verschwindet die Geschichte an jenem 19. Juli 1944 im Äther und geht vergessen. Es gibt keine gedruckte Version

davon, weder in einem Buch noch in einem Magazin.

Doch nun, siebenzig Jahre nach der Radiopremiere, feiert «With Your Wings» eine Erstausgabe in Print. Andrew F. Gulli, leitender Redaktor des *Strand Magazine*, hat das Manuskript in den Archiven der University of Texas in Austin gefunden. Die *Weltwoche* hat die Abdruckrechte erworben und präsentiert das Stück, in deutscher Übersetzung, erstmals ausserhalb von Amerika.

«With Your Wings» liest sich schnörkellos und unspektakulär, das Sujet des heimkehrenden Kriegers – tausendfach ist es in der Weltliteratur von Homer bis Hemingway aufgetaucht. Doch wie sich Pilot Thatcher im klapprigen Ford Modell A seinem Dorf und Elternhaus nähert, erhält die Geschichte eine besondere Note. «Es war, als sässen seine eigenen Leute zu Gericht über ihn.» Thatchers Gefühl der Verpflichtung wird klarer und kräftiger, als

er seinem Vater gegenübertritt. Steinbeck enthüllt, dass der Pilot schwarzer Hautfarbe ist. «Sohn», sagt ihm der Vater zur Begrüssung feierlich, «jeder Schwarze wird mit deinen Flügeln fliegen.»

Spätestens seit dem Roman «Früchte des Zorns» (1939) ist Steinbeck ein Star unter Amerikas Literaten. Seine Stoffe widmet er oft Armen, Entrechteten und Verlierern der Gesellschaft, doch nirgendwo in seinem Werk – und äusserst selten in der US-Literatur überhaupt zu jener Zeit – tritt ein Protagonist schwarzer Hautfarbe so prominent und singulär in Erscheinung wie in dieser kurzen Erzählung.

Das Fundstück wurde in den USA mit Stauen begrüsst. Selbst führende Steinbeck-Experten hatten nie von der Kurzgeschichte gehört. «Es sagt mir überhaupt nichts, und das will etwas heissen», sagt Antiquar James Dourgarian, der sich auf den Verkauf von Steinbeck-Erstausgaben spezialisiert hat. «Es ist auch über-

raschend, weil du denken würdest, dass alles, woran Steinbeck beteiligt war, irgendwo gedruckt worden ist.»

Auch Professorin Susan Shillinglaw zeigt sich überrascht. Sie leitet das Center for Steinbeck Studies an der San José State University in Kalifornien und hat mehrere unveröffentlichte Schriftstücke Steinbecks gefunden und publiziert. Schauplatz der Geschichte sei wahrscheinlich Tuskegee, Alabama, vermutet sie. Dort wurden während des Zweiten Weltkriegs die afroamerikanischen Piloten ausgebildet. Sie bildeten die 99. Staffel der Army Air Force, der ersten und einzigen Formation schwarzer Piloten der US-Armee überhaupt, die während des Kriegs in Übersee eingesetzt worden ist.

### Vorbild für jeden Schwarzen

Pilot Thatcher erinnere sie an Tom Joad, Steinbecks Protagonisten in «Früchte des Zorns», sagt Shillinglaw. Der Pilot wolle nach Hause fahren, um «etwas zu erledigen», um nur an sich selbst zu denken. «Er würde das Ganze beiläufig hinter sich bringen, als wäre es nichts Besonderes.» Doch stattdessen werde ihm bewusst, dass er ein Teil des Kollektivs sei. Während auf Tom in «Früchte des Zorns» zunehmend die Verantwortung für die hungernde Familie laste, werde Thatcher Hoffnungsträger und Vorbild für «jeden Schwarzen auf der Welt».

Wahrscheinlich habe Steinbeck «With Your Wings» nach seiner Mission als Kriegskorrespondent in Nordafrika und Europa verfasst, vermutet Shillinglaw. Nach einer akuten Ehekrise mit seiner zweiten Frau, der Sängerin Gwendolyn «Gwyn» Conger, die halb so alt war wie er, zog Steinbeck als Reporter an die Front. Von Juni bis Oktober 1943 nahm er an der Landung der Alliierten in Süditalien teil. Ebenso einfühlsam wie zuvor die Arbeitermilieus schilderte Steinbeck nun in Zeitungsreportagen und Tagebuchnotizen das Alltagsleben der Soldaten – nicht als Heldengeschichte, sondern als den verzweifeltsten Versuch, in ständiger Gefahr zu überleben.

«Es liegt nahe», so Steinbeck-Expertin Shillinglaw, «dass er an der Front die schwarzen Tuskegee-Piloten kennengelernt hat», die von Nordafrika in Richtung Süditalien vorstießen. «Um diese Ausbildung zu absolvieren, müssen sie sehr gut, sehr intelligent und von wachem Geist sein», schrieb Steinbeck 1942 in «Bombs Away», einem Propagandatext, welchen er im Auftrag des US-Kriegsdepartements geschrieben hat und in dem er das Training der Bomberpiloten ausführlich schilderte.

Die Neuentdeckung aus Steinbecks Kriegsjahren stösst indessen nicht überall auf Begeisterung. «Ich selbst kann mit dem Text herzlich wenig anfangen», sagt Werner von Koppenfels, emeritierter Professor für amerikanische Literatur an der Universität München, dem die *Weltwoche* die Kurzgeschichte vorgelegt hat.

«With Your Wings» sei «reine Propaganda, in die übliche lakonische Parataxe des Meisters verpackt». Der Hommage an den Piloten könne er als Deutscher auch deshalb wenig abgewinnen, weil er als kleiner Junge unter dem US-Bombenteppich gelitten habe. «Als gebürtiger Dresdner nehme ich diesen Helden die Plätzung meiner Stadt – ich war damals sechs – bis heute übel», so Koppenfels.

«Propaganda oder nicht, «With Your Wings» scheint sich nahtlos in seinen radikalen Huma-

---

### «Sohn, jeder Schwarze wird mit deinen Flügeln fliegen.»

---

nismus einzufügen», sagt Steinbeck-Biograf Robert DeMott über die Piloten-Short-Story. Die Geschichte dokumentiere sicherlich Steinbecks Idealismus und Patriotismus, «doch indem er afroamerikanische Charaktere einfühlsam porträtiert, steht Steinbeck fast alleine unter seinen Schriftstellerkollegen jener Zeit».

Für DeMott ist «With Your Wings» allerdings keine Novität. «Ich weiss seit Jahrzehnten davon und habe sogar eine Xerox-Kopie in meinem Privatarchiv.» Gelegentlich habe er sie in seinen Vorlesungen und Seminaren an der Universität Ohio zum Thema «Steinbeck und Rasse» hervorgeholt und bei den Studenten



«Von wachem Geist»: schwarze Kampfpiloten.



Herzschlag: Orson Welles liest Steinbeck.

verblüffte Reaktionen ausgelöst. «Die eher politisch Korrekten unter ihnen waren überrascht, dass ein toter weisser Schriftsteller auf diese Weise Rassenschranken überschreiten konnte.»

Die Aufhebung der Rassentrennung und eine verbesserte Sozialgesetzgebung waren Forderungen, für die Steinbeck seit Beginn seiner Karriere eingetreten ist. Seine Charakterstudie des schwarzen Piloten ist denn auch nicht sein erstes Porträt eines Afroamerikaners. Schon in seinem frühen Roman «Von Mäusen und Menschen» (1937) porträtierte er mit Crooks einen Afroamerikaner. Auch in einem Drehbuchentwurf für Alfred Hitchcock zum Kriegsdrama «Das Rettungsboot» (1943) trat ein Schwarzer auf. Steinbeck schildert diese Figuren ähnlich wie sein übriges Personal, das am Rande der Gesellschaft steht, stets einfühlsam und voller Sympathie aus ihrer eigenen Sichtweise heraus.

Ebenso bemerkenswert wie die Charakterstudie des schwarzen Thatcher sind Umstände (Krieg) und Zweck (Propaganda) von «With Your Wings». Unter Amerikas Konservativen galt der spätere Nobelpreisträger Steinbeck lange als Sozialist. «Früchte des Zorns» wurde zunächst vielfach als klassenkämpferisch abgelehnt und in Kalifornien sogar zeitweise verboten. Spätestens seit dem Kriegseintritt Amerikas nach dem japanischen Angriff auf Pearl Harbor nahm Steinbeck patriotische Züge an. Er fühlte sich verpflichtet, den Kampf gegen Nazideutschland auf seine Weise zu unterstützen. So folgte er bereitwillig einer Einladung des neugegründeten Foreign Information Service, der die nationale Kriegspropaganda koordinierte.

Hier kreuzt sich Steinbecks Weg mit demjenigen von Orson Welles. Beide waren gefeierte Künstler mit engen Verbindungen zur Roosevelt-Regierung. Beide waren überzeugte Anhänger seiner New-Deal-Politik, beide waren politisch progressiv und prangerten Exzesse des Kapitalismus an. Welles tat dies legendär in seinem Film über den Fall eines Medienmoguls in «Citizen Kane» (1941).

In Welles' Stimme findet Steinbecks Kurzgeschichte die wohl idealste Umsetzung. Obwohl Orson Welles noch jung war an Jahren, zum Zeitpunkt der Lesung ist er noch keine dreissig, besass seine Stimme bereits die Tiefgründigkeit und Autorität gestandener Männer. Durch Substanz, Energie und vor allem durch sein musikalisches Textgefühl erweckt Welles Pilot Thatcher zum Leben. «His heart was pounding», hört man dessen Herz zum Schluss der Geschichte schlagen. «He knew that they were going to sing in a moment. And he knew now what he was to them.»

Hören Sie Orson Welles im Original auf [www.weltwoche.ch/Steinbeck](http://www.weltwoche.ch/Steinbeck).

Lesen Sie auf der nächsten Seite John Steinbecks Short Story «With Your Wings» und wie es zum Sensationsfund kam.

# Mit deinen Flügeln

Eine Short Story von John Steinbeck

Er wusste vor allem, dass er nach Hause wollte – dass es zu Hause etwas zu erledigen gab, auch wenn er nicht wusste, was es war. Während der langen, intensiven Ausbildung hatte er keine Zeit gehabt, an sich zu denken oder sich irgendwelche Dinge zu wünschen.

Die Abschlusszeremonie hatte etwas Unwirkliches. Er stand da mit sechzehn anderen, unbeweglich wie Zypressenstämme, und das silberne Fliegerabzeichen wurde ihm ans Hemd geheftet, über dem Herzen. Der Colonel hielt eine Ansprache. Halb hörte er zu, halb war er schon auf dem Heimweg.

Er ging zu seinem Ford Modell A, stieg ein und schlug die Tür zu.

Aus den Augenwinkeln konnte er die goldenen Streifen auf seinen Schultern sehen. Das silberne Abzeichen über seinem Herzen war schwer.

Er liess den Motor des klapprigen, offenen Roadsters an, horchte kurz auf die rasselnden Kolben und fuhr dann in den sonnigen goldenen Nachmittag. Die Vorderräder rüttelten leicht, locker liess er das Lenkrad in seinen Händen hin- und herschwingen.

Ein Ausbildungsflugzeug flog über ihm und legte sich in eine Kurve. Er schaute hinauf und

---

**Er konnte leise Stimmen vor dem Haus hören. Er wusste, dass sie bald singen würden.**

---

wusste, dass der Pilot nicht nach Hause fahren würde. Jetzt ängstigte ihn sein Erfolg. Er schob seine Mütze in den Nacken und sass aufrecht hinter dem Lenkrad.

Und dann bog er von der Hauptstrasse auf den zerfurchten Weg ein. Eine Lerche flog vor ihm her, von Zaunpfahl zu Zaunpfahl, als kündigte sie mit ihrem Gesang wie ein Herold sein Kommen an. Die junge Baumwolle stand stark und dunkel und sauber auf den Feldern.

Die Veranden der Häuser, an denen er vorbeifuhr, waren voller Menschen. Kinder, gewaschen und in gestärkten Sonntagskleidern, mit Bändern im Haar ... hinter ihnen standen die Älteren.

Überall sah man ihm zu, und dann gingen die Familien feierlich die Stufen hinunter zum Weg und folgten ihm, als gingen sie zur Kirche – Männer und Frauen und Kinder im Sonntagsstaat. Im zersprungenen Rückspiegel konnte er sehen, wie sie hinter ihm auf den Weg einbogen.

Seine eigenen Leute standen auf der Veranda und erwarteten ihn. Sein Vater in weissem Hemd und schwarzer Schleife und dunklem Anzug, das straffe Kinn hochgereckt. Seine Mutter in ihrem blauweiss bedruckten Kleid, die Hände verschränkt, als wollten sie einander festhalten. Seine ältere Schwester hübsch und atemlos, die Lippen ein wenig geöffnet. Sein jüngerer Bruder mit so weit aufgerissenen Augen, dass die Stirn in Falten stand.

Second Lieutenant William Thatcher hielt an, stieg langsam aus und ging langsam zur Veranda, während die Nachbarn hinter ihm nähertraten.

Er hatte geplant, wie es sein würde. Er würde das Ganze beiläufig hinter sich bringen, als wäre es nichts Besonderes. Er hatte geplant, «Hallo Paps» zu sagen, Mutter und Schwester einen Kuss zu geben und dem jüngeren Bruder durch das gekräuselte Haar zu fahren.

Doch es war ganz anders. Es war sehr wohl etwas Besonderes. Langsam ging er auf die Veranda zu und schaute hoch zu seinem Vater. Er konnte die Nachbarn hören, die schweigend nähertraten und hinter ihm einen Halbkreis bildeten. Es war, als sässen seine eigenen Leute zu Gericht über ihn.

Die Sonne schien warm auf die Veranda und die Rosen vor der Veranda, und sie schien heiss auf seine goldenen Schulterstreifen. Aus den Augenwinkeln konnte er sie schimmern sehen. Er hatte gedacht, er würde im Triumph nach Hause kommen, doch es war ganz anders. Er setzte die Mütze mit dem goldenen Adler ab und hielt sie in der Hand. Er sah, wie sein hochgewachsener Vater sich die Lippen befeuchtete. Und dann sagte sein Vater leise:

«Mein Sohn, jeder Schwarze auf der Welt wird mit deinen Flügeln fliegen.»

Und dann wusste er es. Plötzlich stockte ihm der Atem. Er stieg die Stufen hinauf, ging blind an ihnen vorbei ins Haus und in das Zimmer, in dem er herangewachsen war.

Lieutenant William Thatcher legte sich auf das weisse Bett. Sein Herz klopfte wild. Er konnte leise Stimmen vor dem Haus hören. Er wusste, dass sie bald singen würden. Und nun wusste er, was er für sie war.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Copyrights © 2014 by Wave Kaffaga, Executrix for the Estate of Elaine Anderson Steinbeck



Nun wusste er, was er für sie war.



Entdecker

## «Wie im Traum»

Seit fünf Jahren schürft Andrew Gulli nach verschollenen Stücken von Schriftsteller-Stars. Der Steinbeck-Jäger über zähe Recherchen, Albträume und Freudenschreie. *Von Urs Gehriger*

**Andrew Gulli, wie haben Sie diese Steinbeck-Short-Story siebzig Jahre nach ihrem Verschwinden gefunden?**

Ich betreibe seit Jahren Recherchen in Bibliotheken der USA. Dabei habe ich Manuskripte von H. G. Wells, Tennessee Williams, Mark Twain u. v. a. gefunden, die nie veröffentlicht worden waren. In diesem Fall habe ich lange nach etwas von Steinbeck gesucht. Ich suchte in vielen Archiven, welche Steinbeck-Manuskripte lagern, und habe mit seinen Biografen gesprochen. Es schien unmöglich, etwas Neues zu finden. Dann stiess ich in der Ransom Library an der Universität Texas auf diese Kurzgeschichte. Die Geschichte war so gut geschrieben, dass ich dachte, sie muss bereits veröffentlicht worden sein.

**Haben Sie gewusst, wonach Sie suchen?**

Nein, ich habe nach irgendetwas von Steinbeck gesucht.

**Wann haben Sie die Geschichte gefunden?**

Anfang Jahr. Dann begann der Prozess, um zu verifizieren, dass das Stück tatsächlich noch nie veröffentlicht worden ist. Das war sehr zeitaufwendig, aber nicht so schwierig wie mit H. G. Wells, der zu Lebzeiten 10 000 Seiten publiziert hat. Der Albtraum eines Editors ist immer, aufzuwachen und herauszufinden, dass du etwas unveröffentlicht nennst, was bereits publiziert worden ist.

**Wie entscheiden Sie, welche Autoren Sie aufspüren wollen?**

Es muss etwas sein, von dem ich denke, dass die Leser davon profitieren können.

**Wir sprechen über Steinbeck, Williams, Twain – Giganten unter Amerikas Schriftstellern. Wie kommt es, dass Sie als Redaktor immer wieder solche Stücke finden?**

Ich habe mich während der letzten fünf Jahre dieser Arbeit gewidmet. Man muss einen langen Atem haben. Es ist sehr harte Arbeit, und meistens stellt sich heraus, dass ein Fundstück bereits veröffentlicht worden ist. Oder der Nachlassverwalter will es privat halten, oder es hat eine schlechte Qualität, und eine Veröffentlichung lohnt sich nicht.

**Beschreiben Sie den Moment, als Sie diesen Steinbeck gefunden haben.**

Ich war schockiert. Ich sagte mir: «Das hat eine sehr gute Qualität.» Aber um ehrlich zu sein: Mein Freudenschrei kam erst, als ich die Bestätigung des Steinbeck-Nachlasses erhielt. Seither fühle ich mich wie im Traum.

**Was hat die Gilde der Steinbeck-Experten zu Ihrem Fund gesagt?**

Sie waren überrascht. Ich habe mit einigen Professoren gesprochen und habe Magazine durchsucht von Leuten, die Steinbeck gesammelt haben. Bevor ich meinen Fund unterbreitet habe, hatte ich lange Abklärungen unternommen, denn es ist etwas seltsam, wenn du bei erlauchten Steinbeck-Kennern anklopfst mit einem Stück, von dem sie nichts wissen.

**«Das Wunderbare an der Story ist, dass sie Steinbecks progressives Denken unterstreicht.»**

**Wie ordnen Sie persönlich «With Your Wings» in das Werk Steinbecks ein?**

Steinbeck war sehr progressiv in seinem Denken, seiner Zeit sehr voraus. Das Wunderbare an dieser Kurzgeschichte ist, dass sie dieses progressive Denken unterstreicht. Es zeigt, wie Steinbeck über die Rolle der Afroamerikaner in der Gesellschaft dachte. Zur Zeit, als er dieses Stück geschrieben hat, also 1943/44, wurden Afroamerikaner bei weitem nicht gleich behandelt wie Weisse. Auch im Militär waren die Soldaten nach Rassen getrennt. Sie durften nicht an denselben Orten essen oder schlafen wie Weisse. Dieses Stück komplettiert ein Puzzle von Steinbeck als Vorkämpfer für die Rechte von Randgruppen der Gesellschaft, als einem, der überzeugt war, dass Amerikaner schwarzer Hautfarbe dieselben Rechte wie Weisse haben sollten.



Andrew Gulli ist leitender Redaktor des *Strand Magazine*, eines Quarterly aus Michigan. Eine Textkopie der amerikanischen Originalfassung von Steinbecks «With Your Wings» kann unter <http://www.strandmag.com/> bestellt werden.

## Bestseller

### Belletristik

- 1 (2) Jo Nesbø: Der Sohn (*Ullstein*)
- 2 (4) Lori Nelson Spielman: Morgen kommt ein neuer Himmel (*Fischer Krüger*)
- 3 (3) Paulo Coelho: Untreue (*Diogenes*)
- 4 (5) Ken Follett: Kinder der Freiheit (*Bastei Lübbe*)
- 5 (1) Lukas Bärfuss: Koala (*Wallstein*)
- 6 (10) Weihnachtsgeschichte – von Klaus Schädelin bis Pedro Lenz (*Cosmos*)
- 7 (6) Graeme Simsion: Der Rosie-Effekt (*Fischer Krüger*)
- 8 (–) Alfonso Pecorelli: Mord und andere kleine... (*Woa*)
- 9 (7) Sebastian Fitzek: Passagier 23 (*Droemer/Knaur*)
- 10 (9) Robert Galbraith: Der Seidenspinner (*Blanvalet*)

### Sachbücher

- 1 (2) Guinness World Records 2015 (*Hoffmann und Campe*)
- 2 (3) Giulia Enders: Darm mit Charme (*Ullstein*)
- 3 (1) Pascal Voggenhuber: Zünde dein inneres Licht an (*Giger*)
- 4 (4) Philipp Oehmke: Die toten Hosen (*Rowohlt*)
- 5 (8) Martin Werlen: Heute im Blick (*Herder*)
- 6 (6) Hape Kerkeling: Der Junge muss an die frische Luft (*Piper*)
- 7 (5) Guido M. Kretschmer: Eine Bluse macht noch keinen Sommer (*Edel*)
- 8 (7) Karoline Arn: Elisabeth de Meuron von Tschärner (1882–1980) (*Zytglogge*)
- 9 (–) Wilhelm Schmid: Gelassenheit (*Insel*)
- 10 (10) Rolf Dobelli: Fragen an das Leben (*Diogenes*)

Quelle: SBVV/Mediacontrol

### Apropos: Tim Cook, Papageno

Vor zwei Monaten verkündete Apple-Chef Tim Cook: «Ich betrachte meine Homosexualität als eines der grössten Geschenke, die Gott mir gegeben hat.» In der westlichen Welt wurde er für diese Aussage fast einstimmig gelobt. Wer sich nicht positiv dazu äusserte, geriet sogleich unter Homophobieverdacht. Da erstaunt es, dass Mozarts «Zauberflöte» noch gespielt werden kann – zurzeit auch in Zürich und Bern –, ohne dass jemand darin Diskriminierung von Lesben und Schwulen ortet. Schliesslich singen Papageno und Pamina in ihrem Duett über die Liebe: «Nichts edlers sey, als Weib und Mann. / Mann und Weib, und Weib und Mann, / Reichen an die Götter an.» (rb)

## Kultur

### «Insiderhandel, das sagt sich leicht»

Beatrix Ruf, die neue Direktorin des Stedelijk-Museums in Amsterdam, betreut seit über zwanzig Jahren die Sammlung des Verlegers Michael Ringier. Sie gehört zu den einflussreichsten Figuren im internationalen Kunstbetrieb. Was macht gute Kunst aus? *Von Rico Bandle*

Frau Ruf, Sie haben den Sprung gemacht von der kleinen Zürcher Kunsthalle zum Stedelijk-Museum in Amsterdam, einem der weltweit bedeutendsten Museen für Gegenwartskunst. Wie war der Start?

Ich habe erst gerade begonnen. In Zürich waren wir ein kleines, aber sehr effektives Team mit etwa vierzig Leuten. Im Stedelijk habe ich nun 220 Mitarbeiter, das ist eine andere Dimension, das merke ich nur schon an der Masse der Sitzungen.

Was ist der grösste Unterschied?

Das Stedelijk ist deshalb etwas Besonderes, weil es nicht nur wie ein klassisches Museum funktioniert, sondern eben auch wie eine Kunsthalle mit einer Sammlung. Seit vielen Jahren arbeitet es eng mit aufstrebenden Künstlern zusammen, das gehört zur DNA des Stedelijk. Es gibt kaum Museen von dieser Grösse, wo man die Nähe zu den Künstlern nicht aufgeben muss. Und für mich wichtig: Stedelijk-Direktoren haben immer selber kuratiert, also Ausstellungen gemacht, sie sind keine Verwaltungsdirektoren.

Die Erwartungen sind aber schon anders als in einer Kunsthalle. Das Stedelijk ist eine Touristenattraktion in Amsterdam, da müssen Klassiker wie Mondrian oder Malewitsch immer irgendwie vertreten sein.

Ja und nein. Als ich nach meiner ersten Pressekonzferenz in Amsterdam ins Taxi stieg, sagte mir der Fahrer, er wüsste sich ein mutiges Stedelijk, das Dinge zeigt, die er noch nicht kennt. Klar, die Sammlung ist grossartig, und deshalb will man die auch zeigen. Ich möchte aber mehr Bewegung, mehr Vielfalt, auch bei den gezeigten Werken aus der Sammlung.

Das mit dem Taxifahrer haben Sie jetzt erfunden, oder? Jeder Operndirektor erzählt gerne, dass Taxifahrer ihm Vorschläge zum Programm machen. Das tönt wunderbar volksnah, ich bin da aber skeptisch.

Doch, im Ernst! Ich stieg in das Taxi ein, da hat mich der Fahrer getestet, was ich so weiss über die klassische Moderne. Das war ein sehr gebildeter Taxifahrer! Das Museum hat ja eine lange Bauphase hinter sich, war lange geschlossen. Es ist ein Museum, das den Leuten gehört, das ist eine neue Erfahrung: Jeder ist betroffen, wenn da etwas passiert. Da steckt eine unglaubliche Energie dahinter.

Aber Tatsache ist doch: Die Distanz zwischen den normalen Leuten und der zeit-

genössischen Kunst ist gross; viele Leute können nicht nachvollziehen, was an den Werken Kunst sein soll.

Das ist das Klischee. Das Stedelijk ist toll gelegen, gleich neben dem Rijksmuseum mit den grossartigen Rembrandts und Vermeers und neben dem Van-Gogh-Museum. Sie werden es mir wieder nicht glauben, aber ich habe eine Mutter beobachtet, die den Kindern den Besuch des Stedelijk vorschlug mit den Worten: «Da versteht ihr mehr davon.» Es wird immer gesagt, dass die zeitgenössische Kunst einen Erklärungsbedarf hat. Ich bin hundertprozentig davon überzeugt, dass das nicht stimmt. Man muss sich einfach darauf einlassen. Und man muss sich natürlich Zeit nehmen. Dann ist zeitgenössische Kunst sogar einfacher zu verstehen als ein Rembrandt oder ein Caravaggio, die ein kompliziertes Zeichensystem beinhalten.

«Zeitgenössische Kunst ist einfacher zu verstehen als ein Rembrandt oder ein Caravaggio.»

Was jeder in der alten Kunst wahrnehmen und schätzen kann, ist das Handwerk. Bei der zeitgenössischen Kunst, um bei den Klischees zu bleiben, hat man oft das Gefühl, da müsse man nicht viel können, um so etwas herzustellen.

Es gibt ja diesen Spruch: «Meine Kinder könnten das auch.» Aber schauen Sie sich die gegenwärtige Ausstellung der US-Künstlerin Avery Singer in der Kunsthalle an – übrigens meine letzte in Zürich. Man merkt gar nicht, dass ihre Bilder gemalt sind, aber sie sind es. Da steckt grosses malerisches Können dahinter. Es stimmt aber: Die Künstler im 20. Jahrhundert wollten dem Handwerk nicht mehr den Vorrang lassen. Aber auch weiter zurück in der Kunstgeschichte kann man sagen, dass jene Künstler, die etwas verändert haben, immer auch konzeptuelle Künstler waren. Das heisst, sie haben über das Medium selber nachgedacht. Richtig erschüttert wurde dann alles durch die Fotografie. Die Malerei verlor plötzlich die Hoheit über die Abbildung. In der Folge kamen die Surrealisten und Dadaisten, die Kunst ganz neu verstanden.

Wenn wir die ganze heutige Bandbreite anschauen, von einem Thomas Hirschhorn, der



«Geld sorgt für gute Schlagzeilen»: Kuratorin Ruf.

Abfallmaterial mit Klebeband zusammenklebt, bis zu einem Jeff Koons mit seinen kitschigen Hochglanzskulpturen – was sagt Ihnen mehr zu?

Beides gleich. Mich interessiert immer, wenn Künstler uns mit dem, was sie machen, zum Denken anregen, und sich unser Hirn in Gang setzt.

**Der Ankauf von Jeff Koons' Werk «Ushering in Banality» durch das Stedelijk sorgte vor einigen Jahren in den Niederlanden für einen Skandal.**

Der Aufruhr war tatsächlich riesig. Dass man viel Geld für ein kitschiges Schweinchen mit Engelchen ausgibt, das konnten viele Leute nicht verstehen. Wenn man die Preise für einen Koons heute anschaut, so war der Preis damals sehr günstig! Es gehört zur Qualität des Museums, dass es Künstler schon dann sammelt, wenn sie noch nicht so bekannt sind. Koons schafft es, Gegenstände in ein anderes Wertesystem zu drehen. Das ist spannend. Eine Schweizer Künstlerin, die ebenfalls der Frage «Was erachten wir als wertvoll?» nachgeht, ist Sylvie Fleury. Auch sie gefällt mir sehr gut.

**Bei vielen bejubelten Künstlern steht der Vorwurf von «Des Kaisers neuen Kleidern» im Raum: Ab einem gewissen Zeitpunkt wagt niemand mehr zu sagen, wenn etwas nichts Besonderes ist.**

Bei Koons ist das sicher nicht der Fall. Er hat wirklich unsere Wahrnehmung verändert. Wenn man seine Werke gesehen hat, schaut man jedes Objekt mit anderen Augen an. Dass er auch kritisiert wird, die Gemüter erregt, das spricht für ihn: Er bewegt etwas.

**Heute erregen doch Künstler nur noch die Gemüter, wenn es ums Geld geht.**

Das Geld sorgt für gute Schlagzeilen. Aber das ist nur eine Seite. Ich glaube an die Wirkung von Kunst, jenseits des finanziellen Aspekts.

**Seit 1995 sind Sie engste Beraterin von Verleger Michael Ringier, betreuen seine Kunstsammlung. Wie funktioniert die Zusammenarbeit genau?**

Über Gespräche.

**Schlagen Sie ihm konkret Werke zum Kauf vor?**

Ich schaue sehr vieles an, und wir sprechen darüber, was ich spannend gefunden habe. Wir haben gemeinsam einen langen Weg zurückgelegt und viele spannende Erlebnisse mit der zeitgenössischen Kunst gehabt.

**Wie oft treffen Sie sich denn zu Gesprächen? Einmal im Monat?**

Das kann man so nicht sagen, das ist häufig sehr spontan.

**Wie muss man sich diese Treffen vorstellen? Bringen Sie Bilder von Werken mit, von denen Sie glauben, die würden in seine Sammlung passen?**



«Wir sind uns fast nie uneins»: Ruf mit Verleger Ringier.

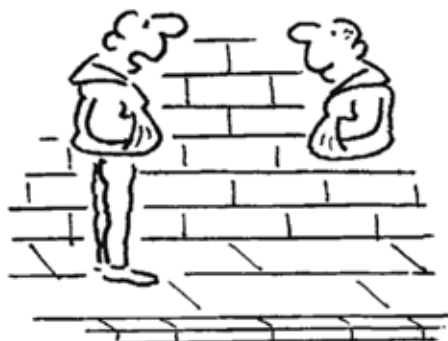
Ich erzähle ihm einfach, was ich in letzter Zeit gesehen habe, was ich davon halte und was ich glaube, dass sich bei dem Künstler entwickeln kann.

**Dann haben Sie ein Budget von einigen Millionen pro Jahr und können einkaufen gehen?**

Nein, das Budget ist Sache des Sammlers.

**Die Zusammenarbeit dauert schon fast zwanzig Jahre. Da gab es sicher ab und zu Auseinandersetzungen und Konflikte.**

Lustigerweise nicht. Wir waren uns fast nie uneins. Es gibt eigentlich nur wenige Künstler, bei denen wir ernsthaft unterschiedlicher Meinung sind. Meistens finden wir ähnliche Sachen spannend.



Schicke Tarnhosen.

**Michael Ringier betont gerne, die Kunst sei sein bestes Investment. Das gilt nicht nur ideell, sondern auch materiell: Dank Ihrer Beratung hat er vorwiegend auf Künstler gesetzt, die an Bedeutung gewonnen haben, seine Sammlung hat einen beträchtlichen Wertzuwachs erlebt.**

In den letzten Jahren sieht das tatsächlich so aus, man muss Wertzuwachs aber langfristig und nicht nur pekuniär sehen, das ist entscheidend.

**Sie sind Museumsdirektorin, machen Ausstellungen, betreuen aber auch die Kunstsammlung von Michael Ringier und gehören der Kunstkommission des Rückversicherers Swiss Re an. Es ist bekannt, dass Ausstellungen in bedeutenden Museen den Marktwert von Künstlern enorm steigern können. In der Wirtschaft nennt man das, was Sie machen, Insiderhandel. Oder sehe ich das falsch?**

Insiderhandel, das sagt sich leicht. Klar, die Kunsthalle hatte sich den Ruf erarbeitet, Künstler zu entdecken, die dann gross wurden. Aber alles, was wir machen, ist öffentlich. Jeder kann weit im Voraus im Internet nachschauen, mit welchen jungen Künstlern ich eine Ausstellung plane, und dann Werke von ihm kaufen. Da gibt es keine Geheimnisse. Sie überschätzen meine Funktion.

**Sie stehen auf Ranglisten der einflussreichsten Persönlichkeiten im Kunstmarkt regelmässig sehr weit oben.**



Zumindest wird vermutet, dass dem so sei. Solche Listen geben immer viel zu reden, ich finde sie auch interessant, halte aber insgesamt Ranglisten, die von Künstlern zum Beispiel über Kuratoren gemacht werden, deutlich spannender.

**2012 und 2013 standen Sie auf der Liste der Art Review auf Rang 7, 2014 immerhin noch auf Rang 17. Wie fühlt man sich, wenn man seinen Namen gleich neben den weltberühmten Künstlern Gerhard Richter und Ai Weiwei findet?**

Man fragt sich, was für Kriterien da angewendet werden. Das finde ich eigentlich interessanter als die Liste selber.

**Haben Sie nicht manchmal Mühe damit, wenn ein Sammler Unmengen von Geld für Kunstwerke ausgibt, um sie dann in einem Depot einzulagern?**

Nein. Man sagt ja, man ist erst ein Sammler, wenn man die Werke in der Wohnung nicht mehr aufhängen kann. Michael Ringier ist ein echter Sammler, es gibt Werke, die muss er einfach haben. Wichtiger als der Marktwert ist für ihn aber, ob seine Werke in einem grossen Museum neben anderen bedeutenden Bildern standhalten.

**Das ist die grosse Aufregung?**

Ich glaube schon. Die meisten Sammler leihen ihre Werke gerne an Museen aus. Auch Künstler wollen ihre Werke in Museen sehen.

**Michael Ringier wird wohl irgendwann ein eigenes Museum bauen.**

Das denke ich eher nicht. Er fragt sich viel mehr: Wo müssen die Werke hin, damit sie angemessen zur Geltung kommen?

**Was heisst das? Wird er seine Sammlung einmal auflösen und Museen schenken?**

In diese Richtung geht es.

**Hat er schon Museen ins Auge gefasst?**

Das weiss ich nicht. Ich kann nur sagen, dass er sich immer gegen die Idee eines Privatmuseums geäussert hat.

**Künstler werden oft gehypt, verschwinden dann aber wieder. Wie erkennen Sie, ob etwas Bestand hat?**

Auf die Schnelle geht das nicht, sondern nur, wenn man sich sehr lange mit einem Künstler auseinandersetzt. Dann kann man spüren, ob etwas relevant ist für das kollektive Archiv, ob etwas in eine Museumssammlung gehört. Es geht darum, zu fragen, ob etwas die Kunstgeschichte erweitert. Zwanzig Jahre sind diesbezüglich nichts. In den Museen sind so viele Gegenstände im Depot, von denen niemand mehr etwas weiss, die man aber einmal als wichtig erachtet hat. Das Wunderbare am Museum ist aber, dass jederzeit die Möglichkeit besteht, diese Bedeutung wieder zu befragen.

**Nun sind Sie nicht mehr Direktorin in der Schweiz, also können Sie offen reden: Wer ist gegenwärtig der interessanteste Schweizer Künstler?**

Die Schweiz hat für ihre Grösse eine unglaubliche Anzahl von wichtigen Künstlern hervorgebracht, denken Sie nur an die jüngsten Generationen wie Fischli/Weiss, Pipilotti Rist, Ugo Rondinone, John M. Armleder, Urs Fischer, Sylvie Fleury, Valentin Carron, Tobias Madison oder Pamela Rosenkranz, die die Schweiz das kommende Jahr an der Biennale in Venedig vertritt.

**Wie kommt das?**

Die Internationalität der Schweiz ist ein wichtiger Aspekt. Früher sind fast alle bedeutenden Schweizer Künstler ins Ausland gegangen, oft schon zum Studieren. Heute ist das anders. Seit der Generation von Fischli/Weiss bleiben die meisten hier, sind aber sehr international vernetzt und orientiert.

**Kann man die zeitgenössische Schweizer Kunst irgendwie charakterisieren?**

Vielleicht durch die Kombination von Internationalität und Verbundenheit mit dem Eigenen. Die Beziehung zur Kulturtradition der Schweiz bleibt meistens ersichtlich.

**Wo zum Beispiel?**

Die augenzwinkernd überbordende Bescheidenheit von Fischli/Weiss ist sehr schweizerisch.

**Wagen Sie eine Voraussage: Was in der Kunst wird uns in den nächsten Jahren beschäftigen?**

Das kann man nie sagen. Meine kuratorische Haltung ist eher so, dass ich neugierig bin auf das, was die Künstler jetzt machen, welche Fragen sie aufwerfen. Nun kommt die erste Generation von Künstlern auf uns zu, die ganz mit dem Internet aufgewachsen sind. Ich denke, da wird es grosse Umwälzungen im Denken geben, wie als die Fotografie aufkam und sich die Künstler zunehmend der Abstraktion zuwandten.

**Durch die Reproduzierbarkeit digitaler Kunst wird der Begriff des Originals wohl weiter an Bedeutung verlieren. Was sind die Folgen?**

Die grosse Analytikerin dieses Themas, Sturtevant, hat bereits in den 1960er Jahren gesagt, wenn das Digitale unsere Wirklichkeit ist, dann gibt es kein Original und keine Kopie mehr. Das ist jetzt Realität geworden. Vielleicht gibt es gerade deshalb heute wieder so viele Künstler, die sich mit der Malerei auseinandersetzen. Auf jeden Fall werden Museen auch in Zukunft eine wichtige Rolle spielen: Kunst in Ausstellungen zu betrachten, ist eine Erfahrung, die man nicht ersetzen kann.

**Beatrix Ruf** wurde 1960 in Singen geboren. Sie war Kuratorin des Kunstmuseums Thurgau, Direktorin des Kunstmuseums Glarus sowie der Zürcher Kunsthalle. Seit November leitet sie das Stedelijk-Museum in Amsterdam. Die deutsch-schweizerische Doppelbürgerin sitzt in mehreren bedeutenden Kunstkommissionen und betreut die Sammlung des Verlegers Michael Ringier.

Jazz

## Mit Teufels- und Engelszungen

Von Peter Rüedi

Andreas Schaerer ist auch ein Sänger, aber nur unter anderem. In seinem Klanguniversum geht es um mehr, und nicht einmal mit dem Wort «Stimmkünstler» wird man diesem Berner Vokalisten gerecht. Er ist ein Naturereignis. Dem Duo mit dem Perkussionisten Lucas Niggli, seinem Wahlverwandten an Trommeln, Becken, Pauken, Gongs, ist die vielleicht erstaunlichste CD des zu Ende gehenden Jahres gelungen. Sie heisst «Arcanum» (ein Begriff, der im Latein das «Geheimnisvolle» meint und der nicht von ungefähr in der Esoterik wichtig ist), und wie brillant die Musik (besser: die letztendlich und mangels eines besseren Worts sich als Musik manifestierende Organisation der Klänge und Geräusche) gemacht ist: Hier geht's um nicht weniger als um die Beschwörung einer ganzen Welt. Also um Magie. Die menschliche Stimme (manchmal mittels Live-Sampling zu stimmgeologischen Schichtungen getürmt) und die Perkussion, die ältesten «Instrumente» der Menschheitsgeschichte, ergeben eine höchst archaische Alchemie. Gelegentlich sind sie kaum auseinanderzuhalten, so sehr singt Niggli auf seinen Drums, so sehr trommelt Schaerer mit seinem Maul. In dessen Kehle steckt eine ganze Naturgeschichte des Klangs. Sie zischt, schnalzt, flüstert, schreit, tremoliert, grunzt, stöhnt, brummt, summt, murmelt, faucht, kichert und klickt, und gelegentlich spricht und singt sie auch, mit Kopfstimme und Obertontechnik, mit Teufels- und mit Engelszungen. Mit der elementaren Kunst (grosse Kunst ist diese *imitation of life* denn letztlich doch) liessen sich im Stenogramm alle Geschichten der Welt erzählen, selbstverständlich auch die von Orpheus, dem ersten Magier der Musik. Hier gibt's Tornados und Windstillen, die ätherischen Gesänge des Luftgeists Ariel und das dumpfe Poltern des erdverhafteten Kaliban. Eine ganze Klangmythologie. (Fast so eindrücklich, wenn auch weniger improvisiert als trickreich komponiert und also kunstvoll domestiziert, ist übrigens Schaerers Kooperation mit den vier Saxofonen des um den fabelhaften E-Bass von Wolfgang Zwiauer erweiterten Arte Quartett.)



**Andreas Schaerer, Lucas Niggli:** Arcanum. Intakt Records 232  
**Andreas Schaerer meets Arte Quartett & Wolfgang Zwiauer:** Perpetual Delirium. BMC CD 214

# Vergangene Wucht

**Dave Grohl, der Überlebende von Nirvana, recherchiert die Selbstzerstörungskräfte des Rock in einer grandiosen TV-Serie. Von Thomas Würdehoff**

«Damals war Rock'n'Roll eine Angelegenheit, bei der man mit Leib und Seele dabei zu sein hatte. Gut zu spielen, reichte nicht aus, die Art, wie man lebte, war mindestens ebenso wichtig.» Der das schreibt, muss es wissen: Robert Greenfield gilt als Intimus der Rolling Stones und hat vor einiger Zeit eine melancholische Chronique scandaleuse zur Entstehung des legendären Albums «Exile on Main Street» verfasst.

45 Jahre ist das nun her, seit sich die Flegel des Rockzirkus um Mick Jagger und Keith Richards in der Villa Nellcôte im malerischen Villefranche-sur-Mer jede verfügbare Nadel in die Venen ramnten, im Kampf um Inspiration, Frauen und den wahren Rock'n'Roll. Kein Vergleich zum geläuterten Rockzirkus von heute: Selbst die einst harten Jungs von den Toten Hosen agieren seit Jahren vergleichsweise manierlich – Campino und Co. spielen längst im Wiener Burgtheater, der Meister nimmt inzwischen sogar Weihnachtslieder gegen Ebola auf. Auch Keith Richards gehört zu den Überlebenden. Kürzlich veröffentlichte er ein schön erzähltes Kinderbuch über seinen weisen Grossvater Gus. Mit Zeichnungen seiner Tochter.

## Die letzte grosse Band der Rockgeschichte

Die Szenen haben sich in der letzten Dekade professionalisiert, angesichts der Absatzkrise der Musikindustrie eine notwendige Überlebensstrategie. Im Wortsinn: Die letzte wirklich grosse Band der Rockgeschichte, Nirvana, wurde vor zwanzig Jahren durch den Selbstmord ihres charismatischen, aber depressiven und heroinsüchtigen Frontmanns Kurt Cobain nach nicht mal einer Handvoll CD-Veröffentlichungen gleichsam in die Luft gesprengt.

Die Begabungen sind schon seit längerem nicht mehr so verschwenderisch verteilt wie in der guten alten Zeit, als ein anständiger Rocker guten Gewissens mit 27 das Zeitliche segnen konnte. Wie gefährlich das ist, «mit Leib und Seele dabei zu sein», musste jüngst die Hardrocktruppe AC/DC erfahren, deren Gitarrist Malcolm Young, 61, nach einem Leben als Raubein einen Schlaganfall erlitt und mit einer Demenz zu kämpfen hat. Drummer Phil Rudd wurde gar verdächtigt, Auftragsmorde veranlasst zu haben – Drogen, Kontrollverlust und Mord passten immer schon bestens zusammen.

Dave Grohl ist ein Hinterbliebener. Geboren im Jahr der chaotischen Aufnahmesession zu «Exile on Main Street», fühlte sich der Schlagzeuger schon früh vom rabiaten Zuschnitt eines Rock'n'Roll-Lebens angezogen. Nachdem er

in Underground-Formationen gewirkt hatte, holte ihn Cobain 1990 in die aufblühende Band. Für vier Jahre war er im Auge des Taifuns. Grohl gehörte am Ende zur musikalischen Konkursmasse von Nirvana. Er konnte sich retten.

Ein «Ordnungsfanatiker» sei er, sagt seine Mutter über ihn, und der Eagles-Gitarrist Joe Walsh lobt Grohls «strukturierte Arbeitsweise». Die war wohl auch nötig, um diesen Wahnsinn heil zu überstehen. Schon vor dem Finale von Nirvana hatte er diskret ein Soloalbum eingespielt, so dass er nach der Grablegung Übergangslos eine neue Karriere organisieren konnte. Der Mann ist Pragmatiker: Für David Eric Grohl ist Rock'n'Roll «Business» und die Szene

---

**«Sei nicht der Beste der Stadt. Sei nur der Beste, bis der Beste um die Ecke kommt.»**

---

«eine Industrie». Seine Foo Fighters, gegründet ein Jahr nach Cobains Ableben, gehören mit 30 Millionen verkauften Tonträgern zu den Grossverdienern des Geschäfts. Die Faszination für den ungebärdigen «live fast, die young»-Lebensstil glimmt allerdings noch in ihm nach.

Die Sehnsucht nach den alten Werten hat den Musikmarkt weltweit erfasst. Man kann sich kaum mehr retten vor Remasterings, Limited-, Deluxe- und Never-before-released-Editions, in denen mit archäologischem Eifer Ausgrabungen aus den goldenen Sechzigern, Siebzigern und Achtzigern wie antike Kostbarkeiten präsentiert werden. Bob Dylan «entdeckt» Fundstücke aus den legendären Basement-Sessions, die Stones fördern Unerhörtes aus ihrem Paläozän zutage, Bruce Springsteen beschwört die siegreichen Schlachten vergangener Jahre. Beliebt sind auch Neuinterpretationen der Altmeister: Paul McCartneys Liedgut wurde gerade von Cracks wie Bob Dylan, Billy Joel, The Cure, Jamie Cullum, Willie Nelson oder Barry Gibb mit routinierter Geste onduliert («The Art of McCartney»), und das ist beileibe nicht der einzige Tribute-Kniefall der letzten Zeit. Die Werke von Crosby, Stills, Nash & Young, Leonard Cohen, Johnny Cash und vielen anderen Granden werden mal besser, mal schlechter geföhnt und «revisited» – so schön wie einst ward es allerdings nimmermehr.

Auf eine der aufschlussreichsten Zeitreisen hat sich Foo Fighter Grohl begeben. Vor zwei Jahren machte er sich mit der Kamera auf eine grosse Spurensuche: «Sound City» heisst sein Film über das gleichnamige Studio in Van Nuys bei Los Angeles, das vor drei Jahren schliessen musste. Nirvana hatten dort ihr legendäres «Nevermind»-Album eingespielt, Tom Petty hatte dort mit den Heartbreakers geprobt, die Red Hot Chili Peppers, Neil Young und Fleetwood Mac nahmen hier auf – ein ehrwürdiger Arc de Triomphe der Rockmusik. Grohl hatte das geschichtsträchtige Mischpult gekauft und führte es in sein Privatstudio über. Er lud Musiker jener legendären Bands ein, Songs bei ihm zu Hause einzuspielen. Bei dem unterhaltsamen Streifzug waren Stevie Nicks dabei, Josh Homme (Queens of the Stone Age), Rick Springfield, Trent Reznor (Nine Inch Nails), Drumguru Jim Keltner und Paul McCartney.

## Ehrgeiz und Demut

Das Prinzip der sinnfälligen Promenade bewährte sich. Grohl tauchte ganz in die Vergangenheit ein, ohne nostalgisch-klebrige Wehmut aufkommen zu lassen. Ganz nebenbei formulierte er ein bemerkenswertes Porträt des Westcoast-Rock der siebziger und achtziger Jahre. Der frischgebackene Rockhistoriker sann auf Fortsetzung. Und die ergab sich wie von selbst. Grohl weitete das Prinzip aufs übrige Amerika aus und unternimmt mit seiner Band eine Tour d'Horizon in acht Regionen der USA, um die geschichtsträchtigen Studios samt Zeugen filmisch für HBO zu dokumentieren. Die TV-Serie «Sonic Highways» ist zum spannenden Konterfei amerikanischer Rockmusik geworden.

Gleich in der ersten Folge gräbt er sich zum Wurzelbereich seiner, aber auch der amerikanischen Geschichte vor. In Chicago trifft er Blues-Mentor Buddy Guy («den letzten der Grossen»), der mit der wonnigen Gelassenheit des Elder Statesman anrührende Ewigkeitssätze sprach: «Sei nicht der Beste der Stadt. Sei nur der Beste, bis der Beste um die Ecke kommt.» Schöner lassen sich die Gegensätze von Ehrgeiz und Demut nicht zusammenfassen. Guy führt weiter



«Sound City»: mit legendärem Mischpult.



*Frischgebackener Historiker:* Foo-Fighters-Frontmann Grohl.

aus, wie die Afroamerikaner aus dem Süden in den reichen Norden flohen, um sich ernähren zu können, und sich so langsam die Chicago-Blues-Szene ergab. Wie er aus einem Stück Kordel und einem Knopf seine erste Gitarre baute und eine Art «Twang» erzeugte. Grohl: «Alle haben etwas aus nichts gemacht!» «Something from Nothing» heisst denn auch das Stück, das die Foo Fighters in Chicago einspielten.

Dass «Mit Leib und Seele dabei zu sein» nicht nur Früher-war-alles-besser-Geschwätz ist, führt der vormalige Punkmusiker und Producer Steve Albini, der Nirvanas drittes Album «In Utero» produziert hatte, vor. In seinen Electrical Audio Studios enthüllt er sein Geschäftsprinzip: Keine Tantiemen würde er für die Pro-

duktion der Aufnahmen einfordern, sondern Fixpreise, «wodurch er sich im Falle Nirvana um ein ganzes Vermögen gebracht hat», kommentiert Grohl mit Bewunderung. Albini, ganz Überzeugungstäter, beharrt auf dem Unabhängigkeitsprinzip. Alle paar Monate stünde er vor dem Bankrott, meint er achselzuckend, «aber dann hole ich halt das nötige Geld am Spieltisch wieder rein». Als er seinerzeit den Direktoren der Plattenfirma DGC die fertigen Aufnahmen von «In Utero» (später mehrfach als «Record of the Year» ausgezeichnet) präsentierte, fragten die ihn entgeistert: «Are you serious about this?» Darauf ist er stolz. Und auf alles andere.

Auf Grohls Reise durch die jüngere Geschichte der amerikanischen Rockmusik von Chicago

über Washington, D.C., Nashville, New Orleans bis nach New York wird klar, wo die Authentizität zu finden ist, die Dave Grohl so besessen sucht. Instinktiv findet er die richtigen Gesprächspartner: Guy, Albini, Rick Nielsen (Cheap Trick), Dr. John, Willie Nelson, Gary Clark Jr., Joe Walsh. Besessene, für die Musik keine Ware ist, sondern pure Notwendigkeit.

Grohl fängt diese Poesie in seiner Serie grandios ein (abrufbar über iTunes) – auf der dazugehörigen CD kann er die Magie seiner Begegnungen indes nicht ganz wiedergeben, trotz beeindruckender Gastmusiker. Die Foo Fighters legen sich mächtig ins Zeug – aber eben ohne Kontrollverlust. Sie sind zu klug. Sie werden überleben.

## Top 10

### Knorr's Liste

1	Winter Sleep	★★★★★
Regie: Nuri Bilge Ceylan		
2	Deux jours, une nuit	★★★★★
Regie: Jean-Pierre und Luc Dardenne		
3	Gone Girl	★★★★★
Regie: David Fincher		
4	Paddington	★★★★☆
Regie: Paul King		
5	Nightcrawler	★★★★☆
Regie: Dan Gilroy		
6	Mr. Turner	★★★★☆
Regie: Mike Leigh		
7	Monsieur Claude und seine...	★★★★☆
Regie: Philippe de Chauveron		
8	The Hunger Games: Mocking...	★★★☆☆
Regie: Francis Lawrence		
9	Interstellar	★★★☆☆
Regie: Christopher Nolan		
10	Magic in the Moonlight	★★★☆☆
Regie: Woody Allen		

### Kinozuschauer

1 (1)	The Hunger Games: Mockingjay	29 397
Regie: Francis Lawrence		
2 (2)	Penguins of Madagascar	20 787
Regie: Christopher Nolan		
3 (-)	Paddington	14 285
Regie: Paul King		
4 (3)	Horrible Bosses 2	12 453
Regie: Sean Anders		
5 (4)	Interstellar	7 729
Regie: Christopher Nolan		
6 (-)	Magic in the Moonlight	5 824
Regie: Dan Gilroy		
7 (6)	Monsieur Claude und seine Töchter	5 188
Regie: Philippe de Chauveron		
8 (5)	Nightcrawler	4 778
Regie: Dan Gilroy		
9 (-)	Alles ist Liebe	4 268
Regie: Markus Goller		
10 (7)	Dumb and Dumber To	3 159
Regie: Bobby Farrelly		

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;  
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

### DVD-Verkäufe

1 (-)	Transformers 4 (Rainbow)
2 (-)	Monsieur Claude... (TBA)
3 (4)	Der Hobbit – Smaugs Einöde (Warner)
4 (1)	Drachenzähmen leicht gemacht 2 (Fox)
5 (2)	Planet der Affen – Revolution (Fox)
6 (6)	Eiskönigin – Völlig unverfroren (Disney)
7 (3)	Planes 2 – Immer im Einsatz (Disney)
8 (5)	Brick Mansions – Extended (Rainbow)
9 (-)	Left Behind (Impuls)
10 (-)	The Raid 2 (Koch)

Quelle: Media Control



Seeleninferno: «Turist».

### Kino

## Eine Lawine donnert ins Jammertal

Das schwedische Werk «Turist» ist ein irrer Film über den Geschlechterkampf am Beispiel des Ski-Tourismus.

Von Wolfram Knorr

Die Natur ist unberechenbar. Um sie in kommerziell durchorganisierten Ferienregionen unter Kontrolle zu haben, müssen zuweilen auch martialische Massnahmen ergriffen werden, etwa bei andauerndem Schneefall häufige Kanonenschüsse in die schöne Natur schallknallen lassen, um kontrollierte Lawinen auszulösen. So wummert es, meist in den Nächten, durch die gewaltige hochalpine Landschaft von Les Arcs, damit die Hotelgäste – zu ihnen gehören auch Tomas (Johannes Kuhnke), seine Frau Ebba (Lisa Loven Kongsli) und die zwei Kinder – in ihren Ferien ungestört über die Pisten wedeln können.

An einem schönen Tag auf der Terrasse eines Gipfelrestaurants gerät die Kontrolle in Schiefelage und erschüttert die Beziehung zwischen Tomas und Ebba, die so sauber, weiss und glatt wie die Hochschneepisten schien, bis in die Grundfesten: Auf dem gegenüberliegenden Hang löst sich eine Lawine, donnert fauchend ins Tal und kommt der Hotelterrasse derart nahe, dass die Gäste das Weite suchen – vor allem Tomas. Er schnappt sich iPhone und Handschuhe und lässt Frau und Kinder im Schneegestöber zurück. Was sich über die Terrasse wälzt und die Leinwand eine gefühlte Ewigkeit lang weiss bleiben lässt, ist nicht die Lawine, die – kontrolliert – zum Erliegen gekommen ist, sondern die Schneegischt, die mit

Wucht in die Höhe wirbelt. Als sie sich wieder gelegt hat und die Gäste wieder zurückkommen sowie auch Tomas wieder zufrieden antrabt, als sei nichts geschehen, zeigt sich, dass die Lawine die Beziehung ins Jammertal gerissen hat: Ebba reagiert verstört und schliesslich fassungslos auf Tomas' Verhalten.

«Turist», der richtige Film zur Weihnachtszeit und zur beginnenden Skisaison, balanciert schwindelerregend auf einem dünnen Grat zwischen Beziehungskatastrophe und Horror, zwischen Empfindsamkeit und kalter analytischer Distanz, zwischen Ingmar Bergman und Michael Haneke. Der schwedische Autor und Regisseur Ruben Östlund («Play») hat sein Seeleninferno exakt dort verortet, wo es die stärkste emotionale Wirkung erzeugt: im Winter, in den majestätischen Bergen, den Ski-Resorts, wo alles getan wird, um die Gäste Kälte und Frost nie spüren zu lassen, wo der Tourist rundum versorgt wird, auf Lifts, in Gondeln, auf Förderbändern zu den Pisten transportiert, im Hotel mit Säuselmusik beschallt und am Abend bei Kerzenlicht aufgewärmt wird. In der Nacht sorgen Pistenfahrzeuge für eine makellos schöne, dichte Schneedecke – für die Oberfläche, die alle in den Ferien suchen. Doch auf einmal zeigt sie Risse. Tomas verdrängt seine peinliche Blamage, Ebba kann es nicht fassen, wie Tomas reagiert hat, die Kinder spüren die

Spannung, und als ein Freundespaar ins Hotel kommt, wird es mit in diese niedergehende Seelen-Lawine gerissen.

Östlund gelang mit «Turist» ein genialer, aber zugleich auch osmotischer Schockfilm. Denn die Beziehungsquerelen – immer aneinander vorbei, immer im Selbsthass endend – sind von der Lokalität, dem Ski-Paradies, nicht zu trennen. So arbeitet Östlund häufig mit Toten (etwa der grausige Blick von hoch oben auf die Hoteletage, auf der Tomas und Ebba ihr Zimmer haben) und einer unglaublichen Geräuschkulisse, die der Beziehungshölle ihre rabiate, äussere Unerbittlichkeit gibt und den Film fast in einen giftbrodelnden satirischen Menschenfresser-Kochtopf für Ski-Touristen verwandelt: Permanent hört man das Surren der Liftseile, das Klacken der Gondeln, das Dröhnen der Laufbänder, die Kanonenschüsse sowie das Hotelflur-Gedudel. Das ist Horror pur. Wer sich da noch traut, in solche Orte zu fahren, ist selber schuld. Oder ein Masochist. ★★★★★

## Weitere Premieren

Um den legendären Slogan «Wahrscheinlich guckt wieder kein Schwein» des grossen Zeichners und Karikaturisten F.K. Waechter für die feiertäglichen Kinopremieren zu variieren, lässt sich mit Sicherheit sagen, dass angesichts der Starts von «The Hobbit: The Battle of the Five Armies» und des anderen



Letzte Rolle: «A Most Wanted Man».

Blockbusters, «Exodus: Gods and Kings» (ab 25. 12.), vermutlich «kein Schwein» jene anderen Premieren beachten wird, die gleichzeitig über die Feiertage starten, obwohl sie eine Chance verdient hätten. Neben dem von mir gefeierten Film «Turist» gehört «A Most Wanted Man» von Anton Corbijn, nach einem Roman von John le Carré, dazu; mit Philip Sey-



Quer zum Genre: «The Homesman».

mour Hoffman in seiner letzten Rolle. Nicht weniger eindrücklich das Erstlingswerk von Ned Benson: «The Disappearance of Eleanor Rigby», das die Belastbarkeit einer Liebe aus zwei Perspektiven (seiner und ihrer) erzählt. Ein hinreissendes Epos mit grossartiger Besetzung (Jessica Chastain, James McAvoy). Von berührender Zärtlichkeit auch «Love Is Strange», die Geschichte eines alten Schwulenpaars (John Lithgow, Alfred Molina), das die Verwandtschaft auf die Probe stellt. Am 18. 12. startet ein Western, der quer zum Genre liegt und auch jenen zu empfehlen ist, die Western nicht mögen: «The Homesman» von und mit Tommy Lee Jones. Eine starke Frau (Hilary Swank) muss drei psychisch kranke Frauen aus der *frontier*-Zone zurück in den Osten bringen. In dieser Woche starten auch «Mommy», das exzentrische Mutterporträt des hymnisch gefeierten Kanadiers Xavier Dolan, und «The Theory of Everything», ein Biopic über Stephen Hawking. Alle Filme haben ★★★★★ bis ★★★★★ verdient.

## Fragen Sie Knorr

Wie kommt es, dass ich Remakes immer dann besser finde, wenn ich sie vor dem Original sehe, und schlechter, wenn ich zuerst die Originale gesehen habe?

P. K., Villars-sur-Glâne



Worauf Ihre Synapsen besonders reagieren und Ihr Gedächtnis beliefern, entzieht sich natürlich meiner Kenntnis. Aber mal sachlich betrachtet, sagt die Erfahrung, dass – egal, ob Original oder Remake – einfach der erste Film, den man zu dem bestimmten Thema sieht,

den nachhaltigsten Eindruck hinterlässt. Ausserdem spielt die Zeit eine erhebliche Rolle. Der zuerst gesehene Film kann sich langsam, aber sicher ins Gedächtnis eingraben, sich als «Erstschrift» einschreiben und wird, ob zu Recht oder nicht, von der subjektiven Vorstellung als «Grundlage» angesehen. Deshalb müssen Remakes immer einen Zacken zulegen, um das Original zu überbieten. Was dann «gelingt», wenn man eben das Original (noch) nicht kennt.

### Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch  
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Fernseh-Kritik

# SRF macht auf Wallraff

Von Rico Bandle

In den siebziger und achtziger Jahren war Günter Wallraff einer der bekanntesten und umstrittensten Journalisten Deutschlands. Unter falschem Namen arbeitete er mehrere Monate bei der Boulevardzeitung *Bild* und deckte deren Methoden auf, dann heuerte er als türkischer Gastarbeiter in deutschen Betrieben an («Ganz unten»). Seit einigen Monaten ist Wallraff wieder aktiv, seine Sendung «Team Wallraff» auf dem deutschen Privatsender RTL deckte kürzlich nicht nur



Wie gehabt: «Kassensturz».

einen Hygieneskandal bei einem Fast-food-Restaurant auf, sondern erhielt auch den Deutschen Fernsehpreis.

Der «Kassensturz» möchte mit seiner «Undercover»-Serie an den Erfolg von «Team Wallraff» anknüpfen. Allerdings: Versteckt zu filmen, ist in der Schweiz aus juristischen Gründen nur beschränkt möglich. Und auch sonst wirkt es so, als wollten die SRF-Leute die Methoden Wallraffs viel mehr imitieren als wirklich anwenden. Einmal arbeitet eine Reporterin einen Tag lang in einem berüchtigten Callcenter, dann besucht ein Reporter eine Info-Veranstaltung einer dubiosen Verkaufsfirma. Die Beiträge werden penetrant mit spannungserzeugender Musik unterlegt, der Sprecher betont mehrmals, wie «brisant» das alles sei. Die SRF-Mitarbeiter geben sich erschüttert über das, was sie erlebt haben; dabei fanden sie bloss vor, was sie ohnehin schon gewusst hatten. Was hier geboten wird, wurde undercover recherchiert, ohne Risiken einzugehen und ohne sich allzu grossen Unannehmlichkeiten auszusetzen. Wallraff light.

**Kassensturz:** Dienstag, 21.05 Uhr, SRF 1.

# Alle reden gleichzeitig

Ladies' Lunch im «Baur au Lac»; Weihnachts-Cocktail bei Beatrice Dreher; «Rico's Privé». Von *Hildegard Schwaninger*



*Tausend Blumen und Lichter:* Beatrice Dreher, Andreas Lorenz.

Der Lärmpegel war enorm. Wieder einmal bestätigte sich das Klischee, dass Frauen viel reden, und meistens alle gleichzeitig. Es war Ladies' Lunch im «Baur au Lac». Seit der Gründung 2005 durch **Carmela Lagonico**, **Carolina Müller-Möhl** und **Brida von Castelberg** ist diese Institution so gefragt, dass schon lange nicht mehr alle Frauen Platz haben, die gerne dabei wären. Fast hundert Frauen mussten abgewiesen werden. Viele haben trotzdem ihre Tickets (à hundert Franken) bezahlt. Der Ladies' Lunch ist ein Eins-a-Networking-Event. Hier treffen sich Millionärinnen, Businesswomen und Luxuslady's von Zürichberg und Goldküste – nirgends sieht man so viele Must-have-Handtaschen, Designerklamotten, Label-Schuhe und so viel teuren Schmuck – aber es sind Frauen, die sich gesellschaftlich engagieren. Der Ladies' Lunch, der Jahrmarkt der Eitelkeiten, hat viel Geld gesammelt für bedürftige Kinder und Jugendliche in der Schweiz.

**Corinne Gautier**, die jahrelang Ladies Captain im Golfklub Zumikon war, ist im Organisationskomitee; sie durfte 60 000 Franken überreichen an Pinocchio, eine Beratungsstelle für Eltern und Kinder. Dank Sponsoren geht jeder Ticket-Franken an die Charity. Estée Lauder spendierte für alle noch ein Parfüm, «Modern Muse», und so konnte sich jede Frau ausrechnen, dass sie bei diesem Lunch ein gutes Geschäft gemacht hat. Frei nach: «Wer hat,

dem wird gegeben» (Matthäus-Evangelium). Gesichtet: **Christiane von Henckel-Donnersmarck** und **Susanne Schroff** (Sanni Foundation), die Notleidende in Burma unterstützten, Musiktherapeutin **Regula Curti**, Hôtelière **Ljuba Manz**, «L'Officiel»-Chefin **Sandra Bauknecht**, Ärztin **Stefanie Senning**, PR-Frau und Bloggerin **Dorothea Mühlemann-Egle**, **Carole Hofmann** (Young Female Entrepreneurs), Malerin **Marietta Gianella-Berry**.



*Eins-a-Networking:* Ljuba Manz.

Beim jährlichen Weihnachts-Cocktail von Mode-Trendsetterin **Beatrice Dreher**, die lange eine von Zürichs Boutiquenköniginnen war (heute bedient sie vom Homeoffice aus eine treue Klientel), traf sich die Hautevolee von Zürichberg, Zollikon und Küsnacht. Bis auf **Jörg**

**Rappold**, Ehrenzunftmeister der Zunft zum Kämbel, mit **Minouche** sah man fast nur Blondinen. Alle – obwohl *d'un certain âge* – bestens erhalten bis attraktiv. Ob das mit dem anwesenden Schönheitschirurgen **Christoph Wolfensberger** (kam mit **Petra**, seiner Vorzeigefrau) zusammenhängt, fiel unter die ärztliche Schweigepflicht. Man sah: das Werber-Ehepaar **Theophil Butz** mit **Inge** (heute Wein- und Olivenölbauer in der Toskana), PR-Lady **Suzanne Speich**, Ärztin (innere Medizin und Rheumatologie) **Elisabeth Treuer Felder** mit Ehemann **Markus Felder** (auch Rheumatologe), Putzlapfenfabrikant **Charles Bollschweiler**. Beatrice Dreher verwöhnte ihre Gäste mit ihrer legendären Grosszügigkeit: Sie drängten sich auf der mit (gefühlten) tausend Blumen und Lichtern geschmückten Terrasse, da stand ein Racletteofen, warme Decken luden zum Sitzen ein. Die Gastgeberin strahlte. Sie präsentierte den neuen Mann in ihrem Leben: Modekaufmann **Andreas Lorenz**. Sie kennen sich ewig, haben bei Jelmoli zusammengearbeitet. Er ist gross, gutaussehend und ein Gentleman: wie ihr verstorbener Mann **Hugo Dreher**, dessen Bild nach wie vor dominant neben dem Flügel steht.

**Rico's Privé**: Wird das der neue In-Place für ganz exklusive private Partys? **Rico Zandonella** hat sich in «Rico's Kunststuben» endgültig von Übervater **Horst Petermann** emanzipiert. Petermann ist nach wie vor ein guter



*Ideal für Grand Cru:* Rico Zandonella.

Freund, hat das Vorwort zum Bildband «Rico's» geschrieben, aber längst hat Zandonella, der einst Lehrling bei Petermann war, dem Restaurant seinen eigenen Stempel aufgesetzt. Seit Petermann sich im September 2010 zurückzog, ist alles anders und neu. Und Rico kocht achtzehn Punkte auf Gault-Millau-Niveau. Jetzt hat er die Galerie neben dem Restaurant geschlossen und in ein exquisites Esszimmer (von **Carlo Rampazzi** gestaltet) verwandelt: «Rico's Privé». Ein langer Tisch, maximal 24 Gäste haben Platz. Und Musik auch. Ideal für Grand Cru und spendable, lebensfrohe Gäste aus Russland. Weihnachten ist schon gebucht.

## Im Internet

[www.schwaningerpost.com](http://www.schwaningerpost.com)

# Total verknallt

Die Burlesque-Tänzerin Diamant Minx, 46, und der professionelle Jo-Jo-Spieler Jacko, 35, haben sich im vergangenen Frühling die Hände zusammenbinden lassen und würden es nochmals tun.



«Wir sind exzentrisch»: Diamant und Jacko.

**Diamant:** An meinem Hochzeitstag wollte ich wie eine Hollywood-Göttin aussehen, und mein Mann sagt, das sei mir gelungen, trotz den paar Pfunden, die im ganzen Stress verlorngingen. Sehe ich mir die Videos an, die vor einem Jahr bei einem Burlesque-Auftritt in Las Vegas gedreht worden sind, fühle ich mich beinahe dürr. Damals tanzte ich mit zwanzig Kilogramm mehr auf den Hüften in einem roten Fransenkleid über die Bühne. Als Burlesque-Modell muss man weder dünn noch blutjung sein, und darum verstehen wir uns auch als feministisches Statement. Wenn man ein Gefühl für Stimmung und erotische Eleganz hat, ist einem der Erfolg sicher. Die Popularität der Burlesque-Tänzerinnen zeigt auch, dass eine grosse Männermehrheit opulente Frauen sexy findet.

**Jack:** An Diamant faszinierte mich einfach alles. Ich sah sie zum ersten Mal, und dann war ich auch schon sehr verknallt und hörte mich fragen, ob sie mich heiraten wolle. Am Hochzeitstag trug ich Rock und Jacke, sie ein engeschnürtes Kleid. Wir sahen nicht nur exzentrisch aus: Wir sind exzentrisch. Show-Beiträge standen bei der Feier im Vordergrund, musikalische Darbietungen, und dann führte ich mit meinem grasgrünen Jo-Jo ein paar professionelle Tricks vor. Das Jo-Jo führt leider ein

Stiefmütterchendasein als sportliche Disziplin. Ein Riesenfänger, denn es kostet nichts, sieht in Aktion toll aus, und der Kreativität sind keine Grenzen gesetzt, wenn man eine eigenwillige Show gestalten will.

**Diamant:** Ich initiierte ein gigantisches Süsigkeitenbuffet. Der ganze Event wurde als VIP-Show gestaltet, und alle Elemente fanden an einem einzigen Ort statt, unter dem Dach eines nostalgischen Ballsaals. Natürlich durfte eine wilde After-Party nicht fehlen. Zu diesem Zeitpunkt war mein Vater längst wieder zu Hause. Es war meine grösste Freude, dass er trotz seiner Alzheimer-Erkrankung bei der Zeremonie dabei sein konnte.

**Jack:** Wir verpflichteten eine lizenzierte keltische Zeremonienmeisterin. Sie ist auf die uralte Tradition des Handbindens spezialisiert. In früheren Tagen wurden die Hände der Verlobten mit Kordeln zusammengebunden – als Symbol für ihre Liebe und den Wunsch, zusammenzubleiben, aber auch um den künftigen Zusammenhalt der Familien und Clans zu veranschaulichen. Allerdings: Diese Bindung war nur ein Jahr und ein Tag gültig. Nach dieser Zeit konnte man sich nochmals überlegen, ob man mit diesem Menschen tatsächlich das ganze Leben verbringen wolle. Falls ja, wurden die Hände erneut aneinandergelockt, und nun galt die Ehe als legal.

**Diamant:** Unsere Zeremonienmeisterin – sie ist auch eine Ministerin für interreligiöse Verbindungen – schrieb den Segenspruch. Nur weil man nicht religiös ist oder unterschiedliche Religionen hat, will man nicht unbedingt auf Spiritualität verzichten. Langer Rede kurzer Sinn: Es waren Wasser, Feuer, Luft, Sand und Kerzen involviert, und am Schluss all dieser Segnungen waren wir Mann und Frau und stürzten uns als erste gemeinsame Aktion in eine rauschende Party, die bis in die Morgenstunden andauerte.

Protokoll: Franziska K. Müller

# Spott vs. Humor

Von Andreas Thiel — Wer sagt, was nicht zu unserem Lachen passt, wird verspottet.

**Journalist:** Wozu braucht die Welt Komiker?

**Thiel:** Eine Welt, in der Menschen leiden, braucht Komiker, welche die Menschen zum Lachen bringen.

**Journalist:** Weshalb äussern Sie sich denn als Komiker immer wieder auf so ernste Weise?

**Thiel:** Eine Welt, in welcher nur noch Gelächter herrscht, braucht offenbar Komiker, die auf Dinge hinweisen, die nicht lustig sind.

**Journalist:** Wird denn bei uns zu viel gelacht?  
**Thiel:** Nein, es wird bloss über das Falsche gelacht. Statt über Dinge zu lachen, lachen wir über Menschen.

**Journalist:** Lacht man über Dinge anders als über Menschen?

**Thiel:** In der Tat. Wenn wir über Dinge lachen, die nicht so laufen, wie wir es wollen, heisst das, wir nehmen sie mit Humor. Wenn wir aber über Menschen lachen, die nicht das sagen, was wir gerne hätten, dann verspotten wir sie. Der Humor hat in unserer dekadenten Gesellschaft umgeschlagen in Spott. Die Freude weicht der Schadenfreude. Das ist das Gegenteil von Humor.

**Journalist:** Spott ist kein Humor?

**Thiel:** Um Spott über sich ergehen zu lassen, braucht es Humor. Zum Spotten benötigt man keinen.

**Journalist:** Aber Sie spotten doch auch manchmal.

**Thiel:** Nicht über ernste Dinge. Das wäre humorlos.

**Journalist:** Aber in Ihren Kolumnen verspotten Sie immer wieder Politiker.

**Thiel:** Stimmt, da geht es ja um Menschen, da verliere auch ich bisweilen den Humor. Aber über Dinge kann man nicht spotten.

**Journalist:** Sie überschütten den Islam nicht mit Spott?

**Thiel:** Nein. Muslime könnte man verspotten. Ich aber schreibe über den Koran.

**Journalist:** Das braucht Mut.

**Thiel:** Nein, Humor.



Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

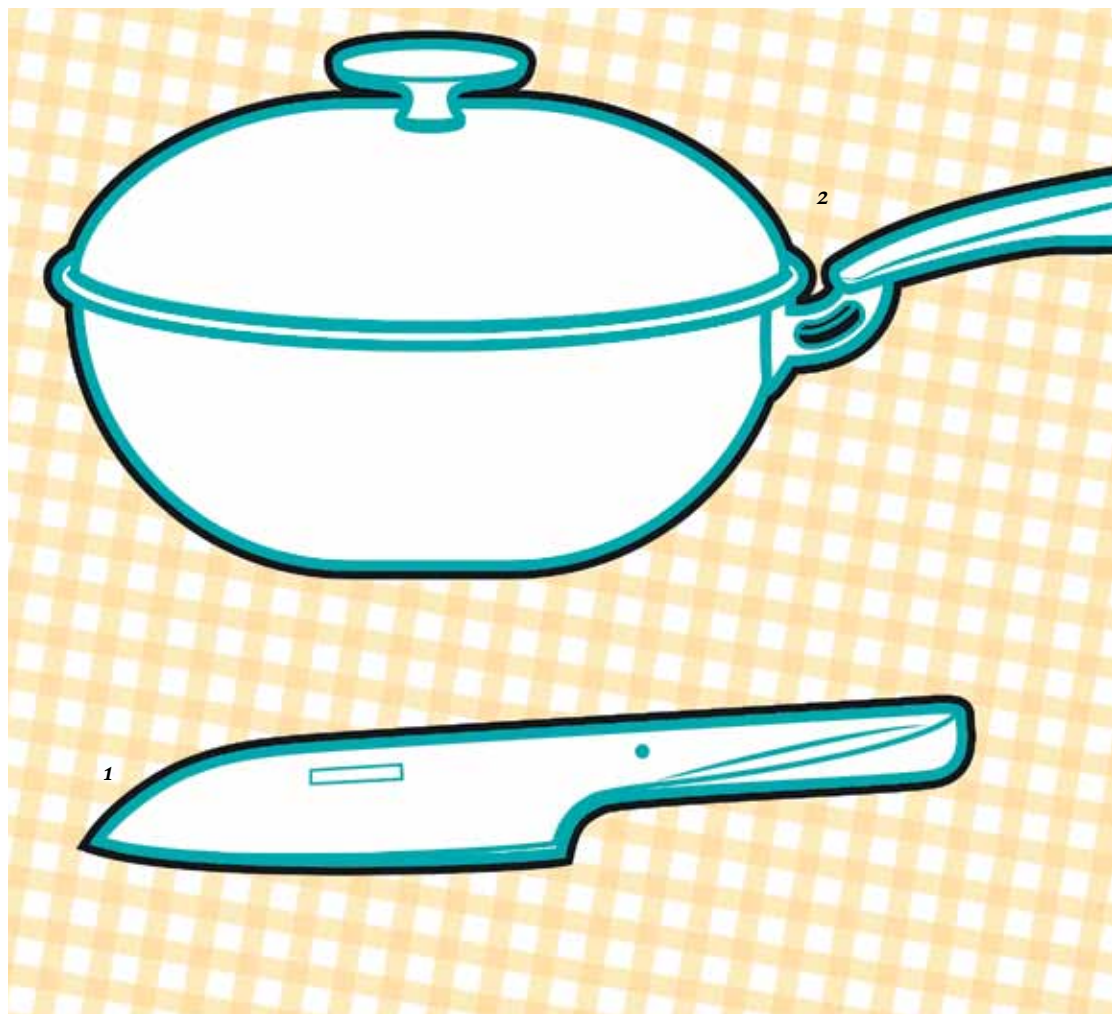
## Der grosse Kleine

Von Peter Rüedi



Für einen Familienbetrieb jenseits der prestigösen Adressen in Bordeaux, für einen Wein mit der Affiche «Bordeaux supérieur» ist es alles andere als selbstverständlich, dass er in vierter Generation bewirtschaftet wird. Oft genug werden solche Domaines hochgebracht – und dann verkauft. Hervé Lhuillier strebt auf seinen dreissig Hektaren (180 000 Flaschen im Schnitt, also schon kein «kleiner Familienbetrieb» mehr) nach Kontinuität: Aus Merlot (der Löwenanteil) und etwas Cabernet Franc, Cabernet Sauvignon und einer Prise Malbec entsteht eine Cuvée, die als *vin pour tous les jours* anzupreisen ich zögere: So stimmig ist das Gleichgewicht zwischen dunkler Frucht, maskulinen Tanninen und etwas Holz (gut, davon vielleicht ein bisschen viel, wie beim Alkohol), so konzentriert und anhaltend das Trinkvergnügen. Zumindest bei diesem Wein aus dem Bordeaux-Gnadenjahr 2009, der mit knapp dreizehn Franken tatsächlich das ist, was englische Fachzeitschriften einen *best buy*, die Konsumenten ein Schnäppchen nennen. Abermals also ein eklatantes Beispiel für die alte Weisheit, nach welcher wir in grossen Jahren kleine Weine, in kleinen grosse Weine kaufen sollten. Was nicht heisst, Lhuillier und sein Berater Olivier Dauga begnügten sich in problematischeren Jahren mit *qualité négligeable*. Die renommierte (wenn auch etwas im Ruch einer Prodomo- resp. Pro-Nation-Berichterstattung stehende) *Revue du Vin de France* nennt Fleur Haut Gaussens den «Archetyp eines guten Bordeaux supérieur». Und ja, klar, er ist ein Wein für alle Tage, aber dies im Sinn jener alten Anzeige von GGK für VW, die ein in der Form eines Käfers gebackenes Brot zeigte, unter dem Slogan «Was man täglich braucht, muss gut sein». So viel zum Gefälle zwischen Weinen des täglichen Gebrauchs und den Maseratis unter den Flaschen. Beide müssen innerhalb ihrer Kategorie stimmen und sind so wenig miteinander zu vergleichen wie Äpfel mit Birnen. Oder wie eine *brasserie gourmande* mit einem Gourmet-Lokal. Habe ich wirklich Hunger, ziehe ich Erstere Letzterem vor.

Château Fleur Haut Gaussens 2009. Bordeaux supérieur. 14,5 %. Fr. 12.90. [www.gazzar.ch](http://www.gazzar.ch)



Schneiden, braten, raffeln, mixen: die perfekten Alleskönner.

Zu Tisch

## Die gute Küche

Vier Dinge, die in keiner solide ausgestatteten Privatküche fehlen dürfen. Von David Schnapp und Judith Lamberger (Illustration)

### 1 — Ein scharfes Messer

Damit fängt alles an: mit Schneiden, Rüsten, Hacken. Seit einiger Zeit benutze ich die Chroma-Type-301-Messer, die von Ferdinand Alexander Porsche designt wurden und eine Klinge aus alltagstauglichem Pure 301 Steel haben, die weniger empfindlich ist als hochästhetische Damaststahl-Produkte. Die Chroma-Messer liegen durch den schweren, aber ergonomischen Griff optimal in der Hand. Und sie sind scharf. Es mag noch schärfere geben, aber die Chromas halten lange durch und lassen sich in der Schärfe noch steigern. Gute Messer schleift man auf einem japanischen Stein, ein schönes Ritual. Ich empfehle als Mindestausstattung das Santoku P-02 (Fr. 134.–) für den Universalgebrauch sowie das Kochmesser P-01 (Fr. 156.–) für Fleisch, Fisch und lange präzise Schnitte.

### 2 — Eine unverwüstliche Pfanne

Ein richtiger Koch (Mann) benutzt selten bis nie beschichtete Pfannen. Diese können zu wenig

hoch erhitzt werden. Scharf anbraten ist wichtig, um Röstaromen und eine braune Farbe zu bekommen – die sogenannte Maillard-Reaktion. An dieser Stelle können wir mit einem Mythos aufräumen: Das Anbraten findet nicht statt, um die Poren zu schliessen, denn Fleisch hat keine Poren. Die Pfannen von Ladina, einem Schweizer Familienunternehmen, sind ebenso edel und formschön wie beinahe unzerstörbar (25 Jahre Garantie). Sie bestehen aus fünf Schichten: Chromnickelstahl innen, drei Schichten Aluminium in der Mitte und eine Schicht magnetischer, induktionsfähiger Chromstahl aussen. Damit lässt sich auf allen Herdarten ein perfektes Rinderfilet zubereiten: Erdnussöl in den Sautoir (SL111-24, Fr. 360.–) geben und auf hoher Stufe stark erhitzen. Hitze reduzieren, das Filet (zimmerwarm, mit Wasser abgespült, abgetupft und gesalzen) rundum kräftig anbraten. Anschliessend für etwa 14 Minuten in den 120 Grad heissen Ofen (Umluft) legen, herausnehmen und an der Wärme etwas





stehen lassen. Eine Mischung aus Butter, schwarzen Pfefferkörnern, Knoblauch und Kräutern (Lorbeer, Thymian) erhitzen, bis die Butter leicht schäumt. Das Fleisch darin wenden, auf Küchenpapier an der Wärme nochmals kurz stehen lassen, dann servieren.

### 3 — Eine einzigartige Reibe

Microplane hat bei Spitzenköchen auf der ganzen Welt einen ausgezeichneten Ruf. Die amerikanische Firma hat ein Verfahren erfunden (Fotoätztechnik), woraus rasiermesserscharfe Reiben entstehen, mit denen sich Trüffel, Zitronenschale, Fleisch, Käse in einen hauchdünnen, fast flüchtigen Zustand bringen lassen. Damit kann man etwa Bündnerfleisch oder Chorizo wie ein Gewürz einsetzen, Zitruschalen können zum Aromatisieren von Fisch hauchfein gerieben werden, oder der weisse Trüffel, den man in feinen Spänen über ein gebratenes Ei gibt, bekommt eine spezielle olfaktorische Wirkung. Zu Hause empfiehlt sich die Vierkantreibe (Fr. 79.90), die auch als Röstiraffel dient, oder einzelne Reiben (Fr. 29.90), die aussehen wie Holzfeilen und mit verschiedenen feinen Schlifften erhältlich sind.

### 4 — Ein erstaunlicher Alleskönner

Wenn man nur ein einziges Küchengerät braucht, muss es ein Thermomix sein. Er hat es

sozusagen von unten nach oben geschafft: von der Hausfrau zum Spitzenkoch. Er mixt, kocht, dämpft, emulgiert, schneidet, pulverisiert und, und, und. Man macht damit Risotto, ein schnelles Eis aus gefrorenen Früchten und Joghurt oder den persönlichen Nuss-Nougat-Brottaufstrich. Oder ein Kräuteröl: 2 Bund Basilikum 10 Sekunden blanchieren, abtropfen, sorgfältig trocknen und mit 5 dl Olivenöl 20 Minuten bei 60 Grad auf Stufe 5 mixen. Anschliessend durch ein Gazetuch abseihen und in eine Flasche füllen. Die Möglichkeiten des Thermomix sind unendlich, im Internet gibt es Zehntausende Videos und Rezepte dazu – von Hobbyköchin zu Hobbykoch –, und der neue Thermomix TM5 (Fr. 1395.–) hat jetzt ein ganzes Kochbuch auf einem Chip gespeichert. Mit «Guided Cooking» kann jeder – wirklich jeder – ein perfektes Sabayon oder einen Butterzopf zubereiten. Wegen seiner hervorragenden Hardware ist der Alleskönner auch in der Profiküche weit verbreitet. Zu kaufen gibt es ihn nur im Direktvertrieb, dafür erhält man beim Kauf auch gleich eine sinnvolle Einführung.

**Chroma-Messer:** [www.bestemesser.ch](http://www.bestemesser.ch)  
**Ladina-Pfanne:** Prodlog GmbH, Tel. 071971 1960.  
[www.ladina-switzerland.com](http://www.ladina-switzerland.com)  
**Microplane-Reiben:** [www.welt-der-messer.ch](http://www.welt-der-messer.ch)  
**Thermomix:** Huber Schindler GmbH,  
 Tel. 041 422 1008. [www.thermomix.ch](http://www.thermomix.ch)

Auto

## Ich in Orange

Ein Hoch auf bunte Kleinwagen wie den Toyota Aygo.  
 Von David Schnapp

Spritziger Stadtfliitzer mit der X-Front.» So beschreibt Toyota seinen Kleinwagen Aygo, der von vorne tatsächlich an ein liegendes X erinnert. Mein Aygo war in einem lauten «Pop Orange» (Special Edition) lackiert, und ich musste beim Fahren ständig an diese Farbe denken. Denn dieser leuchtstiftfarbige Aygo gehört zu den Autos, die einem unwillkürlich ein Lächeln entlocken, sobald man losfährt. Da war der graue November und diese unangenehme Erkältung – dagegen halfen: ein Nasenspray und der Aygo. Aygo bedeutet angeblich «I go». Der kleine Toyota ist baugleich mit dem Peugeot 108 und dem Citroën C1 – ein Weltauto mit Charme. Das Schöne am Aygo ist neben seinem fröhlichen Auftritt die umfassende Einfachheit. Man kann nicht viel wählen, es gibt nur einen sparsamen Dreizylindermotor, dafür kann man optische Akzente setzen. Mein orangefarbener Aygo war ausgestattet mit dem stärkeren der beiden Motoren, der 82 PS leistet. Angesichts eines 1240 Kilogramm schweren Autos kommt nie der Eindruck auf, man leide an einem Kräftemangel. Im Gegenteil, der



Angenehm knackig: Toyota Aygo.

Aygo beschleunigt überraschend flott, die Fünfgang-Handschaltung wirkt angenehm knackig. Auf der Autobahn wird es irgendwann laut. Der Innenraum ist auf das Wesentliche reduziert, wenige Tasten für die Klimaanlage müssen reichen. Den Rest erledigt man über das berührungsempfindliche Display. Das Multimediasystem verbindet sich leicht mit dem eigenen Smartphone, womit man Zugriff auf alle Media-Funktionen des Telefons hat. So fahre ich dann gutgelaunt durch den verschlupften Alltag: aussen bunt, innen laut.

**Toyota Aygo 1.0 VVT-i x-cite**  
 Leistung: 82 PS, Hubraum: 1199 ccm  
 Höchstgeschwindigkeit: 170 km/h  
 Preis: Fr. 19 500.–; Testwagen: Fr. 20 290.–



«Schlechtes Comedy-Publikum»: Autorin und Regisseurin Kar.

MvH trifft

## Güzin Kar

Von Mark van Huisseling — Ein Gespräch mit einer Autorin und Regisseurin; etwa darüber, ob man sich als Mann hochschlafen kann.

Der Verleger der *Weltwoche* unterscheidet zwischen Schreibern, die im Parfümfach tätig sind, und Kanalarbeitern; Kanalarbeiter schreiben für die *Weltwoche*, Parfümfachmitarbeiter wollen beliebt sein bei Lesern und Kollegen. Du bist im Parfümfach tätig, nicht wahr? – «Haha, gemäss Rogers Definition wahrscheinlich schon.» – «Wo siehst denn du dich?» – «Ich weiss es nicht, ich komm' ja ursprünglich vom Film. Schreiben ist mir irgendwann zugefallen, aber wenn ich eine Definition finden müsst'... Im Comedy-Fach, vieles, von dem, was ich mache, ist geschriebene Comedy.» – «Kanalarbeiter machen sich schmutzig gemäss Roger, wegen ihrer Positionen. Bei dir könnte man sagen, du bist ungefähr dort, wo der politische Mainstream der Schweiz ist – sozialliberal. Du befasst dich mit Genderthemen, Migration...» – «...Migration? Eigentlich nicht.» – «Deine Figuren haben Migrationshintergrund.» – «Aber es ist ja Comedy.» – «Mit dem Begriff kannst du dann alles

abtun.» – «Nein, das ist für mich der wesentliche Unterschied, das macht's genau aus: Müsst' ich ernsthaft über diese Sachen schreiben, könnt' ich das gar nicht. Eine Figur wie Hüsnü könnt' ich niemandem im Ernst schmackhaft machen, der ist natürlich Kanalarbeiter hoch zehn; was der an Empörung ausgelöst hat.»

Hüsnü Haydaroglu ist eine von ihr erfundene Figur, der Lebensberater aus Pratteln fällt in der Ratgeber-Kolumne «Hüsnü hilft» auf durch Radebrechen sowie seine «psychologische Unkenntnis» (Srf.ch); die Kolumne erschien in der *Basler Zeitung*, jetzt ist sie auf [www.srf.ch/kultur](http://www.srf.ch/kultur) zu hören. Güzin Kar ist Autorin und Regisseurin, sie kam als Fünfjährige mit ihren Eltern aus Iskenderun in der Südtürkei in die Schweiz, steht bei Wikipedia. Sie hatte etwa eine Kolumne in der *Weltwoche* mit Namen «Gender Studies» (später «Moderne Liebe»). Mit ihrem ersten Kinofilm «Fliegende Fische müssen ins Meer», den man als Studiofilm bezeichnen

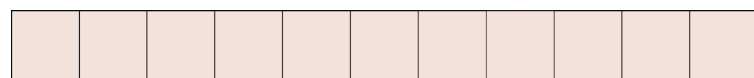
kann, gewann sie 2011 am Filmfestival Max-Ophüls-Preis den Preis des saarländischen Ministerpräsidenten; sie schreibt auch Drehbücher für Filme, die möglichst viele Zuschauer erreichen sollen, etwa «Achtung, fertig, WK!». Für meinen Geschmack ist das Werk der Kollegin, das ich seit Jahren beachte, ein wenig zu wohlmeinend und versöhnlich (oder vertöchterlich).

«Im Mainstream, wo man sich nicht schmutzig macht, bist du dennoch.» – «Das sind so Definitionen... Im Film spielst du immer irgendwo zwischen Mainstream und Avantgarde. Und beim Schreiben – ja, ich will gelesen werden, nicht nur im Altpapier landen. Aber mit dem Sich-nicht-dreckig-Machen ist es bei mir, und auch bei dir, schwierig: Wir sind keine Politjournalisten, dort ist die Definition vielleicht sinnvoll. Für mich ist Sprache das Wichtigste, der Inhalt kommt eigentlich als Zweites. Ich find's wichtig, sich nicht auf Formulierungen auszuruhen, die schon alle anderen benutzt haben. Der Kampf gegen wohlfeile Formulierungen, das ist mein Anspruch.» – «Wenn man mit Autoren redet, die fürs Schweizer Fernsehen und/oder Schweizer Kino schreiben, ist der Benchmark oft eine TV-Serie aus Amerika oder eine britische Comedy-Show. Doch was dann rauskommt, finde ich nicht lustig – gibt's in der Schweiz eine Humorverwässerungsmaschine?» – «Es ist heute so, dass schon bei der Drehbuchentwicklung entschieden wird: «Machst du Arthouse oder Blockbuster?» Ohne diese Entscheidung bekommst du praktisch keine Förderung [Filmförderungsgelder] mehr. Ich kenn' beides, bei «Achtung, fertig, WK!» war die Auflage: «Mach einen Blockbuster.» Und bei «Fliegende Fische» das Gegenteil: «Mach einen Film mit deiner Handschrift, der sich nicht drum schert, wie viel Zuschauer er hat.» Ich find' gut, wenn man beides kann. Ich erkauf' mir mit «Achtung, fertig, WK!» oder den «Wilden Hühnern» [deutscher Jugendfernsehfilm], die ein gigantischer Erfolg waren, die Freiheit, all die Filme zu machen, die kleiner sind.»

«Was sagst du zur Behauptung (etwa von Christopher Hitchens): Frauen seien nicht lustig, weil sie es nicht nötig haben?» – «Ich muss ehrlich sagen, ich kenn' nicht wahnsinnig viel lustige Männer. Es braucht aber auch viel, bis ich lache, auch bei einem Mann. Ich bin schlechtes Comedy-Publikum.» – «Noch eine Behauptung, von mir unter anderen: Als heterosexueller Mann kann man sich fast nicht nach oben schlafen, als Frau schon.» – «Im Beruf? Als Frau kann man das auch nicht, Frauen schlafen sich nach unten. Auf jeden Fall in der Filmbranche. Es mag dumme Männer geben, aber keiner ist so dumm, dass er einer Regisseurin zwei Millionen anvertraut wegen einer Nacht.»

**Ihr liebstes Restaurant:** «Ich hab das «Tizziani» sehr gern, aber mein Lieblingskellner schafft nicht mehr dort – Igor, ein wunderbarer, zurückhaltender, aufmerksamer Kellner.»  
«Tizziani», Hönggerstasse 10, Zürich, Tel. 044 273 50 40

	1	2		3	4	5	6	7		8	9	10		
11				12										13
14										15				16
17				18										
		19	20								21			
22	23					24	25			26				
27					28						29	30		31
			32	33						34	35			
36		37					38	39						40
41										42				
43							44					45		
46										47				

**Lösungswort** — National geprägte Erscheinung

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 1 Für durstige Seelen mit bayrischem Gruss. 8 Trinkgefäss in unfertiger Ausführung. 11 Norm: in Deutschland kurz gesagt Standard. 12 Fast wie bei den zehn Geboten, hier aber sonstwie verboten. 14 Oh Tannenbaum, du Gigant, bist oft auch altersmässig allerhand. 15 Möchte von 44 waagrecht aus der Welt geschaffen werden. 17 Ein Schweizer, ein bisschen Picasso, ganz Clown. 18 Die Gruppen von Soldaten erinnern an Teilstücke. 19 Seit dem Krieg um Kreta bekannte Stadt (hier mit k). 21 Antwort, je nach Sichtweise positiv oder negativ. 22 Wenn sie einem Spass macht, ist es wohl Liebe. 24 Fleck, beim Tier nicht wegzubringen. 27 Ort, dort nahe der Grenze zu den Kantonen Luzern und Zug. 28 Womit der Tisch anormal wirkt. 29 Das Gras zeigt sich als Kolben. 32 Die Literatin Virginia hatte etwas Tierisches an sich. 34 Kurzum: in einem Wort. 36 Der Mitesser kommt aus der Schweiz. 38 Lieber Demokratie als Autokratie oder sogar die. 41 Bibel-Mahnung: Wehe dem Menschen, durch welchen es kommt. 42 Auf mancher ist des Inhabers Leben ersichtlich. 43 Die paramilitärische irische Organisation ist auch im Rückblick umstritten. 44 Für Benjamin Franklin war Bier der Beweis, dass er will, dass wir glücklich sind. 45 B..bo.: Kinder mögen es. 46 Für Erwachsene sind Kinder oft so. 47 Er und Bert sind in der TV-Serie den Kindern viel wert.

**Senkrecht** — 1 Es liegt modisch gesehen zwischen zwei Extremen. 2 Keine runde Sache, sich so aufzuführen. 3 Eine kleine Sünde, das Obergewand ohne o. 4 Der Junge wünscht sich einen anderen Namen. 5 So soll es sein, sagt sich der Hände reibende Händler. 6 Es geht um die Wahl, manchmal auch im Todesfall. 7 Bei dem Fahrzeug ist der vertikale Verlust minimal. 8 Nomaden aus der Sahara: Felsenmenschen. 9 Das der *Weltwoche* kann man probeweise testen. 10 Sie führen uns in manchen Situationen über vieles hinweg. 11 In ihnen ist oft viel Platz - vielleicht für einen geheimen Schatz? 13 Die Bedingung ist die Voraussetzung. 16 Leuchtenburg wird in Rumänien zu gefragtem Städtchen. 20 Die richtige Masche ist hier die Lösung. 23 Mediterra-ner Küstenabschnitt. 25 Sind eng anliegende Jeans sicher nicht. 26 Um diese Zeit an der Côte d'Azur - dämmert's? 28 So schwarz, wie 26 senkrecht danach wird. 30 Krokodile sind solche Tiere. 31 Sie spinnt, das weiss jedes Kind. 33 Das Öl der Römer ist eine ätzende Flüssigkeit. 35 Sie benötigt Druck, um etwas zum Klingen zu bringen. 36 Zur Wahl stehen: König der Hölle und Wettergott. 37 Der "König aller Käse", hat Schimmel angesetzt. 39 Ein heiliges Kraut, dem der Heilkundler bei Heiserkeit vertraut. 40 Der Hans, schweizerisches wie künstlerisches "Urgestein".

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

**Lösung zum Denkanstoss Nr. 396**

G	L	A	T	Z	E		D	R	E	I	S	S	I	G
A		C		I	N	O	U	E		D		A	N	U
G	A	R	A	N	T		K	I	N	E	T	O	S	E
A	V	E	R	S		D	E	Z	I	M	E	T	E	R
E		C	L	O	U	S		G		H	O	L	T	
A	M	P	H	I		V		D	E	Z	E	M		E
S	A	R	I		D	A	H	E	R		R	E	A	L
T	R	A	V	A	I	L		L	I	S	A		K	
E	I	S		Z	O	L	L	F	A	H	N	D	E	R
R	A	S	S	E	R		E	T	N	A		O	L	A
N		E		R	I	N	G		E	R	L	O	E	S
	B	R	E	I	T		A	A	R	E		F	I	T

**Waagrecht** — 1 GLATZE 5 DREISSIG ("Trau keinem über dreissig") 11 INOUE (jap. Erfinder d. Karaoke-Maschine) 12 ANU 13 GARANT 16 KINETOSE (fachsprachl. f. Reisekrankheit) 19 AVERS (höchste politische Gemeinde d. Schweiz, Kt. GR) 20 DEZIMETER 21 CLOUS 22 HOLT (norweg. Schriftstellerin, Buchtitel) 23 AMPHI (-theater) 25 DEZEM 26 SARI 27 DAHER 28 REAL 30 TRAVAIL (franz. f. Arbeit) 32 LISA (del Giocondo, von Leonardo da Vinci als Mona Lisa verewigt) 34 EIS 35 ZOLLFAHNDER 39 RASSER 40 ETNA (Ante, antike Architektur) 41 OLA (von span. La Ola, Welle in Stadien) 42 RING 43 ERLOES 44 BREIT 45 AARE 46 FIT

**Senkrecht** — 1 GAGA (Pop-Ikone) 2 ACRE (anglo-amerik. Flächenmass, in etwa mit dem Morgen vergleichbar) 3 ZINSLI 4 ENT 5 DUKES (brit. Adelstitel, entspricht dt. Herzog) 6 REIZ 7 IDEM (steht f. dasselbe) 8 SAOTOME (São Tomé) 9 INSEL 10 GUERTEL 14 AVMARIA (Mariengebete mit dem einleitenden Gruss d. Erzengels Gabriel) 15 ARCHIV 17 NIGERIA-NER (Goodluck Jonathan ist Nigerias Staatspräsident) 18 TEHERAN 20 DUVALL 23 (Kissen-) ASTERN 24 PRASSER 25 DELFT 27 DIORIT 29 AKELEI 31 AZERI (Zaire) 33 SHARE 36 LEGA 37 DOOF 38 RAST

**Lösungswort** — LAUTMALEREI

**EMS**  
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit  
erfolgreich in den Geschäftsbereichen  
Hochleistungspolymere  
Spezialchemikalien



PATEK PHILIPPE  
GENEVE

Beginnen Sie eine  
eigene Tradition.



Eine Patek Philippe gehört einem  
nie ganz allein.

Man erfreut sich ein Leben lang an ihr,  
aber eigentlich bewahrt man  
sie schon für die nächste Generation.



Patek Philippe Boutique  
at

**BEYER**

Zürich seit 1760 • Uhren & Juwelen  
Bahnhofstrasse 31 • 8001 Zürich • Tel: +41 (0)44 888 33 88  
beyer-ch.com

Nautilus Ref. 5712/1A